Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

VII. Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein71eber

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Siebentes Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

RBR
Jantz
1035
Bdchn. 7

Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn.

Mich letzt des Lenzes wunderreiche Zeit,
Mich letzt der Brüder ird'sche Seligkeit;
Vergnügen find' ich an der Leier Tönen,
Die Freudenblume blüht aus allem Schönen.
Doch letzet mich der edelste der Triebe
Am Meisten wohl — der Kinder treue Liebe.

*

In Marseille gewahrte ich ein herrlich gebautes Haus, dessen Aeußeres schon Geschmack und Wohlstand verrieth. Die Vorderseite desselben war von einem Rosengärtchen umgeben. In einer niedlichen Laube saß der Eigenthümer mit zwei überaus freundlichen Kindern, welche sich an ihn schmeichelnd anklammerten, an ihm hinaufkrochen, ihn auf die herzlichste Weise liebkoseten. Die Freude leuchtete dem Manne aus den Augen; Wonne stand an seiner Stirne geschrieben. „Das ist ein glücklicher Vater," sprach ich gerührt zu dem Freunde, der mich begleitete. „„Gewiß ist er's; aber er war auch ein guter Sohn,"" versetzte dieser. — „Seine Vermögensumstände müssen überaus glänzend sein," fuhr ich fort, „denn dieses prachtvolle Haus —." „„Der väterliche Segen hat es für ihn erbaut. — Wir haben ein Viertelstündchen Zeit; treten wir in diese Seitenallee. Ich will Ihnen die Geschichte dieses Man-

nes und die Veranlassung zu dem Glücke, in dem er sich nun befindet, erzählen.«"

Leobin's Vater war ein sehr armer Mann. Er wohnte ungefähr fünf Tagreisen von hier in Richmond, einem elenden Dorfe. Frühzeitig hatte ihm der Tod sein Weib entrissen, ihm nichts übrig gelassen, als seinen Sohn und das karge Verdienst seiner Hand. Er hatte einen Erbschaftsprozeß hier in Marseille anhängig, welcher achthundert Thaler, eine für ihn sehr bedeutende Summe, abwerfen sollte. Doch in die Jahre dauerte dieser Streit, und noch zeigte sich keine Hoffnung zu einem Ende. Da entschloß sich endlich der Vater, selbst hierher zu reisen, und seine Sache persönlich zu betreiben. Der kleine Leobin zählte erst acht Jahre; diese Fußreise würde für ihn zu weit und beschwerlich gewesen sein. Der Vater ließ ihn daher, trotz seinen Bitten, zurück; gab ihm einige Thaler, um sich selbst zu erhalten, und bat eine alte Frau, welche seine weitläufige Verwandte war, auf den Jungen manchmal ein achtsames Auge zu haben. So schied er, mit dem Versprechen, höchstens in vierzehn Tagen wieder zu kommen.

Aber an die Stelle des geliebten Vaters erhielt Leobin nach einer Zeit einen Brief, worin ihm jener die erschütternde Nachricht gab, daß es der Bosheit der Gegner gelungen sei, seinen Rechtsanwalt dahin zu bringen, ihn um die Prozeßkosten einzuklagen, und, da er sie vor Ablauf seiner Rechtssache

nicht erlegen konnte, in das Schuldnergefängniß zu werfen.

Spät Abends erhielt Leobin diese traurige Kunde. Er war außer sich vor Betrübniß und Schmerz. Schon hatten sich die Dorfbewohner zur Ruhe begeben. Er hatte Niemand, dem er seinen Kummer klagen, den er um Rath fragen konnte. Die ganze Nacht hindurch lag er in einem erschrecklichen Zustande. Sein Kopf war von Fieberhitze erfüllt, und eine solche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, daß er kaum das Licht des Tages abwarten konnte. Mit dem ersten Sonnenstrahle sprang er von dem quälenden Lager auf, warf die Thür der ärmlichen Hütte zu, und stürzte, mit dem wenigen Gelde, das ihm der Vater zurückgelassen, fort auf die Landstraße. Er war fest entschlossen, seinem armen Vater persönlich zu Hilfe zu eilen, zumal da er, den Werth des Geldes nicht kennend, in kindlicher Einfalt meinte, mit der Summe, welche er bei sich führte, des Vaters Befreiung bewirken zu können.

Kaum war Leobin zwei Stunden hindurch mehr gelaufen, als ruhig gegangen, so kam ein Ungewitter herangezogen; in Strömen stürzte der Regen herab. Augenblicklich war der Weg schlüpfrig, beinahe nicht gangbar. Muthig strebte der Kleine voran; aber er glitschte aus und fiel in einen Graben. Vergebens versuchte er, sich mit seinen kleinen Händen herauszuarbeiten; denn alle seine Bewegungen trugen nur bei, seine Lage mehr zu verschlimmern.

So mühte er sich also vergebens ab, weinte

dabei und schrie oft vor Schmerz und Angst laut auf, als ein schöner Wagen mit vier Postpferden und zwei Lakaien, die ihn zu Pferde begleiteten, vorbeifuhr. Eine Dame, welche darin saß, hörte das zum Herzen dringende Jammern des Knaben. Sie befahl ihrem Diener, abzusteigen und dem Kleinen herauszuhelfen. Leobin's zarter Wuchs, sein zierliches Haar, seine ausdrucksvollen feurigen Augen mit einem einnehmenden Wesen verbunden, machten Eindruck auf sie. Sie ließ ihn zum Wagen führen und sprach: „Kleiner Landstreicher, was machst du bei diesem Ungewitter hier auf der Straße?" Mit einem jähen Unwillen, der dem Jungen ein eigenes Feuer gab, versetzte er: „„Ich bin kein Landstreicher! Meinen Vater will ich retten, der im Gefängnisse ist. Ach, ich bitte, bitte — lassen Sie mich hinten am Wagen einige Zeit aufsitzen, damit ich schneller zu ihm komme."" Der naive Ton, in welchem er dieses vortrug, rührte die Dame. Sie ließ ihn durch die Diener reinigen, so gut es anging, und erlaubte, daß er sich in den Wagen zu ihr setze.

Nun ließ sie sich den Beweggrund seiner Reise näher erklären. Weinend erzählte er, was er wußte, und gab ihr auch das Schreiben des Vaters. Bewegt über diesen hohen Grad kindlicher Liebe, belobte sie dieselbe, stellte ihm aber zugleich vor, wie unvorsichtig er gehandelt: „Du mußt nun zurück nach deinem Dorfe," sprach sie mit gütigem Wesen. „Ich

reise von hier nach Paris und dann in wenigen Tagen nach Marseille. Dort will ich sehen, was für die Befreiung deines Vaters gethan werden kann." Hiermit gab sie ihm den Brief wieder zurück, ließ den Wagen anhalten, befahl ihm, auszusteigen und nach Hause zurückzukehren. Sie war in der festen Ueberzeugung, daß er dieses thun würde; auch bot sie ihm noch einige Silberstücke an, die aber der Knabe, voll Zartgefühl, das die Dame noch mehr für ihn einnehmen mußte, durchaus nicht annehmen wollte.

Kaum hatte Leobin ihren Wagen aus dem Gesichte verloren, so forschte er bei dem nächsten Wanderer nach der Straße, die nach Marseille führt, und setzte seine Reise raschen Schrittes fort. Die Sehnsucht, den Vater zu sehen und zu trösten, war zu groß bei ihm, als daß die Vorstellungen der fremden Dame Frucht tragen konnten. So oft ihn die Müdigkeit überraschte, so oft seine schwachen Kräfte den Beschwerlichkeiten einer ungewohnten Reise zu erliegen schienen, nahm er das Schreiben des bedrängten Vaters aus dem Busen, schöpfte aus den Zügen der geliebten Hand Muth und Ausdauer. Damit er seinen kleinen Schatz, welchen er bei sich trug, um nichts vermindere, aß er nichts als Brot, trank nichts als Wasser. Oft, wenn ihn die einbrechende Nacht auf seiner Wanderung vor einem Flecken überraschte, schlief er unter freiem Himmel an einem Baumstamme. Gott war mit ihm. Nach einer

siebentägigen Wanderung war das Ziel seiner Reise erreicht.

Leobin's erste Sorge war, nach dem Schuldthurm zu laufen, obgleich seine Kräfte beinahe alle geschwunden waren und er vom Schweiße triefte. Er fragt dort um seinen Vater. Dieser befindet sich noch darin, aber er konnte ihn diesen Abend nicht mehr sehen; denn es bedurfte einer besonderen Erlaubniß des Präfecten der Stadt dazu. Er fragt nach der Wohnung desselben, eilt dahin, versucht, bis zu ihm zu dringen. Die Lakaien aber hindern ihn daran. „Der Morgen ist zu den Geschäften, der Abend zur Erholung und dem Vergnügen bestimmt," entgegnen sie seiner Bitte im rauhen Tone. „„Ach,"" rief der Kleine weinend, „„Ihr habt keinen Vater im Gefängnisse, da Ihr auf Vergnügen denken könnt. Für mich gibt es keine Erholung!"" Er trat traurig und in Thränen gebadet, den Rückweg in eine Herberge an und erwartete mit vielen Seufzern und trostloser Ungeduld den Morgen.

Mit dem Tagesanbruche stand er schon vor der Pforte des Präfecten. Bald kamen noch viele andere Personen, die mit ihm zu verhandeln hatten. Den kleinen Bauernjungen drängte die Menge bis an das äußerste Ende des Vorsaales zurück. Noch hatte er nicht Gehör finden können, als die Audienzzeit zu Ende ging. Der Kammerdiener ruft, daß diejenigen, welche noch da wären, morgen oder übermorgen erscheinen möchten, es sei keine Zeit mehr

zu Geschäften. Verschiedene Bitten erheben sich, mit lauter Stimme wird die Güte des Präfecten in Anspruch genommen. Der Knabe schrie dringender, als alle Uebrigen. Jener vernimmt diesen Ruf, er öffnet die Thür und läßt sich gern bereit finden, noch einige Zeit dem traurigen Geschäfte, Bitten, von welchen oft, ihrer Natur nach, so wenige gewährt werden können, anzuhören. Es entstand ein Gedränge um die Thür, welche zu seinem Gemache führte. Leobin, der bis an das Ende zurückgedrängt war, kriecht den Umstehenden durch die Füße, windet sich auf dem Boden bis zu dem Präfecten hin, klammert sich an seine Beine fest und läßt sie nicht mehr los: „Gnädigster Herr! gnädigster Herr!" ruft er mit einem Mitleid erweckenden Tone, „im Gefängnisse eufzet ein schuldloser Mann! ich bin sein Sohn. O haben Sie Erbarmen mit uns Unglücklichen! geben Sie mir die Bewilligung, ihn sehen zu dürfen! Fünfzig Meilen habe ich mühselig deßhalb zurückgelegt! Ich sterbe, wenn Sie die Gewährung meiner Bitte bis übermorgen verschieben!"

Der Präfect nahm Antheil an dem kindlichen Wesen des weinenden Knaben. Er forschte nach dem Namen des Gefangenen, trat an den Tisch, schrieb die Erlaubnißkarte. Indem er sie dem Kleinen überreicht, ist dieser vor Freuden außer sich. Er faßt ungestüm die Hände desselben, bedeckt sie mit seinen Küssen und Thränen, und stürzt dann, ohne

eine weitere Frage abzuwarten, fort, um keinen Augenblick länger das Glück, den Vater zu sehen, entbehren zu müssen.

Stellen Sie sich die Ueberraschung und Freude des Vaters vor, als der Gefängnißwärter den lieben Kleinen zu ihm brachte. Er traute kaum seinen Augen: „Was! mein Kind in Marseille! Gott! wer sendet mir diesen Trost?“ Dieses war Alles, was er hervorbrachte. Leobin sprang ungestüm an seinen Hals, blieb an demselben hängen, schrie vor Freude in unartikulirten Tönen: „Mein Vater! geliebter Vater! ich bringe dir Geld! ich mache dich frei!“ Dieser meinte, seine Nachbarn hätten sich auf die Nachricht von seinem Unfalle vereinigt, ihm aus der Noth zu helfen. Aber er bemerkte bald die kindische Einfalt des Knaben, als dieser seine ganze Baarschaft, zwei Thaler, hervorzog. Ach! er bedurfte hundert und fünfzig! Diese Entdeckung schlug ihn aber nicht nieder; denn er war in diesem Augenblicke ein zu glücklicher Vater, als daß ihn irdische Bedrängnisse um die Freude über die kindliche Liebe seines Sohnes zu bringen vermochten! Er umarmte diesen mit Freudenthränen in den Augen, küßte ihn und sprach: „Der Allgütige segne dich, vergelte dir dein ganzes Leben hindurch diese Stunde namenloser Wonne, die du deinem Vater bereitet. Fromme Kinder liebt der gute Gott! Er höret die Segnungen der

Aeltern! Er wird dich nie ganz verlassen!"

Was sollte nun der Knabe beginnen? Er beruhigte bald den besorgten Vater über sein Los, indem er die Güte des Wirthes, bei dem er eingekehrt war, vielleicht mehr, als sie es verdiente, erhob.

Leobin hatte einmal den Entschluß gefaßt, seinen Vater zu befreien; er dachte auf nichts, als ihn auszuführen. Zur Zeit seiner Ankunft ward eben ein Markt in Marseille abgehalten. Leobin sah sich nach Waaren um, die er auf seinem Rücken an den Plätzen herumtrug und an den Mann zu bringen suchte. Zwirn, Nadeln, Spielzeuge und ähnliche Kleinigkeiten machten seinen Handel aus. Es ging gut damit, und er setzte ihn mit unbeschreiblichem Eifer fort. „Hier ist der kleine Krämer aus Richmond," rief er die Umstehenden an, „kaufen Sie, liebe Herren! kaufen Sie, schöne Damen!" — Täglich brachte er dem gerührten Vater seinen kleinen Gewinn, während er sich beinahe Alles versagte. Aber hundert und fünfzig Thaler bedurfte er — wie wäre diese Summe erreicht worden, hätte Gott nicht geholfen.

So wenig zureichend auch die Vortheile, welche Leobin in dem kleinen Handel errang, für seinen Zweck gewesen waren, so hatten sich doch bald Neider gefunden, welche ihm alles Unheil über den Hals wünschten. „Niemand verkauft etwas, als dieser kleine Schurke!" sprachen Krämer und Umträger mißgünstig unter einander. „Er verrückt der gan-

zen Welt den Kopf — wenn es nur ein Mittel gäbe, ihn von hier wegzuschaffen!" Dieses Mittel glaubten ein Paar von ihnen bald gefunden zu haben. Während sich der Eine mit dem niedlichen Jungen scherzend unterhielt, steckte der Andere mehre Waaren in den Bündel des Knaben. Nachdem man ihn mehre Schritte ruhig fortwandeln gelassen, erhoben sich Beide und riefen aus Leibeskräften, was die Andern größtentheils mitriefen: „Wir sind bestohlen! haltet den kleinen Dieb auf, haltet ihn auf!"

Leobin wurde bald festgehalten. Er machte große Augen, als er unter seinen Waaren wirklich mehre fremde gewahrte. Von allen Seiten hörte er Schelt-worte, Verwünschungen, ja, die Wuth der Krämer ging so weit, daß sie sich an ihm tätlich vergriffen. Leobin erhielt einen Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut zur Nase herausströmte. Zum guten Glücke rettete ihn die Wache, welche ihn festnahm, und, begleitet von der rasenden Menge, in das Haus des Präfecten führte.

Dieser hatte eben Gesellschaft und saß noch an der Tafel. Sobald er den Lärmen vor seinem Hause hörte, erhob er sich, und da er sah, daß der Kleine in dem Gemache seines Portiers vor der immer mehr anwachsenden Volksmenge nicht sicher war, so befahl er, denselben hinauf zu bringen. Die Ankläger und Andere folgten, indem sie ihn stets mit Verwünschungen überhäuften und nach Gerechtigkeit schrieen. — Die Gesellschaft des Präfecten versam-

melte sich gleichfalls um ihn; aber es fiel Niemanden ein, sich seiner anzunehmen. „Seht den kleinen Böſewicht mit dieſer Heuchlermiene!“ ſagte der Eine. „Wer hätte dieß von dem Jungen geglaubt?“ verſetzte der Andere. „Nur kein Mitleid, Herr Präfect!“ fügte ein Dritter hinzu; „denn in ſolchem Alter läßt ſich das Laſter noch unterdrücken.“

„„Aber man höre mich doch auch!“ ſchrie nun der Kleine, den man bis jetzt nicht zum Worte gelaſſen. — „Dich hören, Junge?“ ſprachen die Verſammelten, „was kannſt du zu deiner Vertheidigung ſagen? hat man nicht fremdes Eigenthum unter deinen Waaren getroffen?“ — „Stille!“ gebot der Präfect. „Es iſt wahr,“ fuhr er gütig fort, „man kann dich nicht verurtheilen, Kleiner, ohne dich gehört zu haben; aber der Anſchein ſpricht ſehr gegen dich!“ — „„Gnädigſter Herr!““ ſchrie Leobin mit voller Kraft ſeiner Stimme, „ich bin kein böſer Junge! ich habe nicht geſtohlen! ich arbeite für meinen alten Vater, der im Gefängniſſe iſt! Gnädigſter Herr, hören Sie mich!““

Auf dieſe Worte öffnete ſich eine Seitenthür. Die Gemahlin des Präfecten, welcher die Anweſenden ehrerbietig Platz machten, trat herein. „Wo iſt das Kind, welches man des Diebſtahls beſchuldigt?“ rief ſie, indem ſie auf Leobin blickte. „Mein Gott! ich habe ſeine Simme erkannt; ja, er iſt's! Was hat man gegen dieſes Kind? — wo ſind die Kläger?“ — Leobin erkannte ſogleich die Dame, welche

ihn beim Antritt seiner Reise so theilnehmend in den Wagen zu sich genommen hatte. Er stürzte zu ihren Füßen. „„Retten, o retten Sie mich,““ schrie er mit Thränen in den Augen, „„Sie wissen, daß ich weder ein Dieb, noch ein Räuber bin!““ — „Ja, ich kenne den Kleinen,“ versetzte sie, „und ich glaube ihn keiner schlechten Handlung fähig! In welch' einen Zustand hat man den Armen versetzt! Er ist ja ganz mit Blut bedeckt!“

Plötzlich änderte sich die Scene; die Gesellschaft des Präfecten bewies nun auf einmal eben so viele Theilnahme für den unschuldig Angeklagten, als kurz vorher Vorurtheil und Widerwillen. „Man muß sehen,“ hieß es nun, — „soll man denn gleich nach dem Anscheine urtheilen — dieses Kind mag wohl schuldlos sein!“

Seine Ankläger wurden sogleich vernommen. Allein der Ernst, mit welchem dieß geschah, brachte sie bald außer Fassung. Sie fingen an, sich selbst gegenseitig Vorwürfe zu machen, und hierdurch die Unschuld des Knaben an's Licht zu bringen; denn Einer suchte dem Andern die Erfindung des Complottes aufzubürden. So war bald die Ehre Leobins gerettet. Von allen Seiten liefen jetzt vortheilhafte Zeugnisse für ihn ein. Der Antheil an seinem Schicksale wuchs mit jeder Secunde. Es bedurfte nun einer Schutzwache für seine Ankläger, um sie, vor der Wuth des Pöbels gesichert, in das Gefängniß zu führen.

Jetzt erzählte die Dame, welche erst vor einem

Tage von Paris in Marseille eingetroffen war, der ganzen Gesellschaft, in welcher Lage sie diesen Jungen auf der Fahrstraße vor mehren Wochen getroffen, welche edle Gesinnungen er damals geäußert, und wie sehr sie seine kindliche Liebe gerührt habe. Sogleich befahl sie einem Diener, den Kleinen vom Blute zu reinigen, während einem Zweiten eine Börse mit der Weisung, den Vater desselben unverweilt aus seiner Haft zu erlösen und dann hierher zu führen, in die Hand gedrückt wurde.

Die Ankunft des Vaters vermehrte den Triumph des Sohnes. Thränen traten in Aller Augen, als auch jener die schönen Beweise der kindlichen Liebe mit väterlicher Rührung und wahrem Stolze vortrug. Der Präfect, ein Mann, welchem das Herz auf dem rechten Flecke saß, umarmte den Kleinen; „ich habe keinen Sohn," rief er im höchsten Grade ergriffen aus, „sei du fortan der meinige; du wirst an meiner Sorgfalt gewiß nie undankbar handeln!" Auch seine Gemahlin drückte den Kleinen an sich und bezeigte dem Entschlusse des Gatten ihren herzlichen Beifall. Aber Leobin blickte schüchtern und sehnsuchtsvoll nach seinem Vater. „Ich verstehe dich," sprach der Präfect mit Wärme, „dein Vater soll bei uns sein und bleiben. Ich werde ihm einen passenden Wirkungskreis anweisen!" Jetzt sank ihm der Kleine erst dankend zu Füßen und bedeckte die Hände beider Väter mit seinen Küssen.

So genoß Leobin eine auserwählte Erziehung.

Er machte dieser Ehre und seinen Ziehältern Freude. Nach ihrem Tode erhielt er ein nicht unbedeutendes Vermögen zum Erbe, welches durch seine Kenntnisse und seine Thätigkeit sehr vermehrt worden ist. In ganz Marseille ist Leobin der redlichste Bürger, der geachtetste Beamte, der glücklichste Vater. Sichtbar bestätigt an ihm der Himmel seine Zusicherung: daß des Vaters Segen guten Kindern Häuser erbaue!

Unser Glück machen.

(Betrachtung, aus der Gegenwart entsprossen.)

„Sein Glück zu machen!“ dieser Ausdruck ist für das allgemeine herrschende Streben, Andern den Vorrang abzugewinnen, und Würden oder Geld zu erringen, angepaßt worden; denn sein Glück zu machen, ist immer etwas ganz Andres, als glücklich zu werden. Die weit eingerissene Selbstsucht hat jedes Fünkchen edlerer Natur gelöscht, die Regungen älterlichen, kindlichen, ja selbst jedes menschlichen, Gefühles niedergedrückt und die Moralität des gesellschaftlichen Vereines mit teuflischer Gierde erstickt. Bist du Einer aus den Kanzleien, so wirst du bei Wenigen den wärmenden Strahl der Liebe entdecken; bist du um einen Rang höher gerückt, so schauen dir hundert Augen nach, die Stunde deines Scheidens berechnend, und Mancher kämpft noch zwischen Leben und Tod, während zehn seiner Nachmänner um die Stufe, zu der er gekommen, sich theilnahmlos streiten. Bist du Einer aus den Künstlern — seltner, als vierblätterigen Klee, findest du unter den Genossen uneigennütziges Mitgefühl. Nicht bloß in der Stadt, auch auf den sonst schuldlosen

Gefilden des Landes hat der Egoismus sein schlangenbedecktes Haupt erhoben. Aus jedem Winkel der Erde glotzt er schielend hervor; wo du athmest, brennt die heiße Luft seines Odems deine Lunge; wohin du die Arme ausbreitest, hacken seine langen Finger nach dir, und wohin immer dein flüchtiger Schritt sich wendet, trifft er den segenreichen Boden der Allmutter Natur mit dem Gifte der Selbstsucht getränkt.

Sein Glück zu machen, schlägt Dieser oder Jener heut zu Tage eigene Wege ein. Zuerst hämmert er sein Herz, daß ächzend die Empfindungen der Humanität entweichen, das Mitleid erstickt, jedes bessere Gefühl zerdrückt wird; hämmert's so lange, bis es hart geworden wie Stahl, und von dem Magnete der Selbstsucht gestrichen, ewig über Eisberge hin nach „eigenem Vortheil und Nutzen" weist; dann bricht er die Rückenbeine, daß er sich krümmen mag wie ein Insect und auf der Erde in Schlangenwindungen kriecht; dann drückt er den Augapfel auf- und das Augenlied abwärts, daß er Demuth und Religiosität heucheln könne, indessen im Innern der Teufel des Neides und der Habgierde hauf't. — O was lehrt, was wagt die Selbstsucht nicht Alles! wie hat sie die Menschen verschlechtert! Noth und Elend, Jammer und Unglück verbreitet! Spurlos schwindet jede Klage im wüsten Getümmel; Einer trägt feindlich den Andern; die Stunde der Geburt begrüßt schon die Selbstsucht, an jedes Alter klammert sie sich an, auf der Lebensbahn, und an unserem Sterbelager schwingt sie noch ihre Blutsaugerfittige. — Wahrheit, Auf-

richtigkeit und Humanität sind entflohen; — nur eine ganz neue politische und religiöse Erziehung der Jugend im Allgemeinen kann in künftigen Geschlechtern dem kläglichen Uebel steuern, kann die Menschheit wieder edler und so auch glücklicher machen!

Der größte Schatz ist ein Freund.

Wie ein entlaubter Baum auf dürrer Heide, steht der Mensch in der selbstsüchtigen berechnenden Welt ohne Freund. Trost in den Mühseligkeiten, Erhebung in den Erbärmlichkeiten des Lebens, wahrer Genuß in der Freude und eine mächtige Stütze im Unglück ist die Freundschaft. Je verderbter die menschliche Gesellschaft, je lockerer die Sitten werden, und je höher die Weltgeißel „Selbstsucht," ihr eisernes Haupt erhebt, desto seltener sind aufrichtige, wahrhafte Freunde; und in der Zeit des Luxus, in den glänzenden Reihen der vornehmen Welt gleichen sie nur der Schwalbe, die kommt und so lange bleibt, als die Sonne strahlt, aber in verrätherischer Stille entweicht, wenn, an kommende strengere Tage mahnend, das erste rauhe Lüftchen weht. Nichts ist schwerer als Jemanden zu finden, der uns liebt, und eben so schwer hält es, Jemanden seine ganze ungetheilte Liebe zu schenken. — Tief rührte mich folgender Zug aus der guten alten Zeit.

Antiphil und Dimetri von Sunian schlossen in zarter Jugend den Bund inniger Freundschaft. Nachdem sie sich mit den Wissenschaften längere Zeit

beschäftigt, unternahmen sie, ihre akademische Bildung zu vollenden, eine Reise nach Aegypten. Antiphil wollte Medicin, Dimetri Philosophie studiren. Während dieser, wenn gleich arm an irdischem Gute, denn die Wissenschaft ist oft mehr Freundin der Dürftigkeit, als des schwelgenden Ueberflusses — den Alterthümern des Landes nachforschte und den Nil bereisete, traf den reicheren Antiphil, der, weil ihm die Hitze und Beschwerlichkeiten der Reise nicht zugesagt hatten, zurückgeblieben, ein Mißgeschick von traurigen Folgen begleitet. Einer seiner Sclaven hatte sich zu Dieben gesellt und mit ihnen den Tempel der Anubis, einer der vornehmsten Gottheiten der Aegyptier, bestohlen und seinen Antheil von der Beute unter dem Bett Antiphils versteckt. Die Räuber wurden entdeckt; ihre Aussage zeigte den Sclaven als Genossen an, und da man unter dem Bette seines Herrn die gestohlenen Schätze gefunden, so wurde auch dieser als Hehler und Mitschuldiger in einen abscheulichen Kerker geworfen, muthwillig mißhandelt und mit schweren Ketten belastet. Eingeschlossen in einen Ort voll unreiner Dünste, Tag und Nacht gemartet und verhöhnt, fiel er bald in eine lebensgefährliche Krankheit und wünschte nichts mehr, als daß der Tod seine Leiden beendigen möchte.

Dimetri, zurückkehrend von seiner wissenschaftlichen Reise, erschrickt nicht wenig, als er die Kunde von des Freundes Gefangennehmung erhält. Sogleich stürzt er nach dem Gefängnisse. — Es ist Nacht; die Wachen versagen ihm den Zutritt. Vor den Thoren des

Wachthauses bringt er in verzweiflungsvoller Erwartung die Nacht zu. Am Morgen wird er endlich, als die Wachen seinen flehenden Bitten nicht mehr zu widerstehen vermögen, eingelassen. Aber kaum erkennt er seinen geliebten Freund wieder! — welch' ein Anblick! — Unbeschreiblicher Schmerz ergreift Beide, als sie sich erblicken; — sie sinken bewußtlos zu Boden. — Die Gefängnißwärter bringen sie in's Leben zurück. Dimetri tröstet den unglücklichen Freund, gibt ihm sein Einziges, seinen Mantel, und eilt in den Seehafen, um als Lastträger so viel zu verdienen, als des Beklagenswerthen Los in Etwas zu mildern vonnöthen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet er ohne Rast, schläft, um die Kosten einer Wohnung zu ersparen, außer den Thoren im Freien; aber die geldgierigen Gefängnißwärter nehmen ihm täglich die Hälfte des Verdienstes, ja versagen ihm endlich, als er ihre immer erhöhten Ansprüche nicht mehr befriedigen kann, den Zutritt zum Freunde.

Welch eine traurige Zeit für Beide! für den, der in Ketten duldet — für den, der ohne Obdach, ohne Trost in die liebeleere Welt seine Klagen ausstößt! Dimetri kann seinen Freund nicht hilflos vergehen lassen. Er faßt daher nach langem vergeblichen Sinnen und Streben, ihn zu retten, den außerordentlichen Entschluß: sich als Mitschuldigen des Tempelraubes zu bekennen, um an der Seite des geliebten Freundes ein gleiches

Schicksal mit ihm theilen, mit ihm — sterben zu können.

Sie wurden nun wieder vereint. Welche Feder beschreibt diese Scene des Wiedersehens! Bald liegen sich die treuen Freunde in den Armen, zwar nur dumpfe Kerkerluft athmend, in schwere Ketten geschlagen, aber durch die Mittheilung ihrer Gefühle über jeden Druck des Mißgeschickes, über die Leiden der Gegenwart und die Besorgniß vor der Zukunft erhaben. Sie trösten sich wechselweise, jeder mehr um den Freund, als für sich selbst bekümmert; jeder beruhigt — denn sie werden entweder vereint leben, oder vereint in die Arme des Todes fallen! — Dimetri erkrankte endlich schwer; — aber die Stunde der Erlösung sollte den Edlen bald schlagen.

Einer der Gefangenen, welcher in dem Kerker der schuldlosen Freunde mit eingeschlossen war, hatte sich eine Feile zu verschaffen und alle seine Genossen der Ketten zu entledigen gewußt. Sie tödteten die Wächter und entflohen bei dunkler Nacht. Auf ihre Unschuld vertrauend, blieben die beiden Freunde zurück, Gesetz und Gerechtigkeit mehr achtend als den Genuß der lockenden Freiheit. — In wenigen Tagen wurden die Entflohenen wieder eingebracht und nach Verdienst gerichtet. Antiphils Sclave und seine Raubgenossen betheuerten vor dem Tode der beiden Verhafteten Unschuld, welche durch ihr Ausharren im Kerker das schönste Zeugniß für sich hatten. Der Statthalter von Aegypten wurde von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt. Er läßt Antiphil und

Dimetri vor sich führen, erlaubt ihnen, sich zu rechtfertigen, erkennt ihre Schuldlosigkeit, gibt ihnen Freiheit und Ersatz für die erlittenen Leiden, dem Antiphil hundert, dem Dimetri zwei hundert Drachmen.

„Nimm das Geld," spricht Dimetri zu seinem Freunde, „du bist geschwächt durch die Leiden, bedarfst kostbarer Pflege und langer Erholung. Was ist Gold gegen die im Herzen leuchtende Liebe? was Geld für die erhebende Gesinnung der Freundschaft? In dir, in deiner Liebe, mein Antiphil, liegt süßer und edlerer Lohn!"

Ja, was ist Geld und wieder Geld, das die Herzen mit Eisrinde überzieht, das Blut im Leibe erstarrt, die Gefühle erdrosselt und erstickt — gegen den himmlischen Reichthum, womit die reine und aufopfernde Empfindung der Freundschaft belohnt!

Eines Trunkenbold's Leben und Ende.

In meiner frühen Jugend war ich einige Jahre der Obhut meines Oheims, der eine Oberbeamtenstelle auf dem Lande versah, anvertraut. Da traf es sich, daß einmal ein junger Mann von gar besonderem Aussehen kam, der um Unterstützung bettelte. Seine Kleider waren schlecht und zerrissen; seine Züge würden einnehmend gewesen sein, wenn sie nicht Spuren von Leidenschaften in sich gehabt hätten. Fast etwas Grauenerregendes hatte eine gewisse widerliche Röthe seines Gesichtes, die besonders an der Stirn und Nase hervortrat. Hingegen war der Blick jenes Menschen wehmüthig; sein Vortrag gefällig und rührend; zudem redete er meinen guten Oheim in drei Sprachen an, in welchen er sich äußerst gewählt und geläufig auszudrücken verstand, so daß wir bald den Wunsch in uns fühlten, etwas Näheres von seinen Schicksalen zu wissen, um ihm vilieicht Hilfe leisten zu können.

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde," fing er im Mitleid erregenden Tone an; „von Kindheit ist das Schicksal, mich auf die grausamste Weise zu verfolgen, nicht müde geworden. Ich durfte nur einen Wunsch hegen, um überzeugt zu sein, daß das Gegen-

theil in Kürze eintreffen werde. Was nützt es, meine traurigen Lebensverhältnisse, die nichts als herbe Leiden umfassen, auseinanderzusetzen — genug, daß ich in allen meinen Bestrebungen, wie von einer übernatürlichen Macht, gehemmt, oft schon dem schönsten Ziele nah', wieder in jenes Elend zurückgeschleudert wurde, in dem Sie mich sehen. Ich habe studirt, besitze Kenntnisse, die mich brauchbar machen, und kann dennoch kaum so viel erringen, als das nöthigste Bedürfniß erfordert. Wenn mir nicht bald Rettung aus dem Jammer wird, so zehrt mich das Ungeziefer auf, und ich sterbe am ersten besten Düngerhaufen den Hungertod!"

Mein guter Oheim wurde durch die traurige Lage dieses Menschen gerührt. „An Ihrem Lose tragen Sie gewiß Schuld, junger Mann," sprach er; „denn Jedweder ist seines Schicksals Meister. Doch das Unglück bessert, und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie Verirrungen, die Sie in diese Lage gestürzt haben müssen, aufrichtig bereuen und von jetzt an durch einen tugendhaften Wandel wieder gut machen werden. Wenn Ihnen eine kleine Anstellung wünschenswerth scheint, so können Sie bei mir als Schreiber bleiben; Ihr Weiterkommen wird dann nur von Ihrem Benehmen und Ihrer Verwendung abhängen."

Wer war glücklicher als Burkhard! So hieß der arme Mann. Er küßte, mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, meines Oheims Hand und versprach mehr, als dieser verlangte. Mein Oheim ließ

ihm Kleider reichen, damit er sich des Bettlergewandes entledige, wies ihm eine kleine Wohnung an und ließ ihn sogleich mit dem Nöthigsten versehen.

Im Anfang ging Alles wohl. Der junge Mensch entwickelte brauchbare Kenntnisse, zeigte sich vom besten Willen beseelt; sein Umgang war ansprechend, unterhaltend und lehrreich. Mein Oheim fühlte sich im Innern stolz, einen Mann, der eines bessern Schicksals würdig schien, aus seinem unverdienten Jammer gezogen zu haben; aber diese Freude dauerte nicht lange.

Der junge Mensch war kaum acht Tage in unserer Mitte gewesen, als er, von meinem Oheim zum Eincassiren einiger kleinen Forderungen ausgesandt, über die gewöhnliche Stunde außer Hause blieb. Es war Abend und er war noch nicht erschienen. Der Oheim empfand Besorgniß um ihn; ich aber, der ich ihn lieb gewonnen hatte, da er mir öfters Unterricht in fremden Sprachen gab, war in der herzlichsten Angst. Mit trüben und sehnsüchtigen Blicken sah ich unvermerkt nach der Hausthür hin — als ich endlich zwei Männer gewahrte, welche mit gleichgiltiger Miene unsern Burkhard ohne Hut und Oberrock, über und über mit Koth besudelt, Gesicht und Hände voll Blut, zur Thür hereinschleppten. Burkhard lallte unverständliche Worte. Ich schrie laut auf: „Oheim! Burkhard wurde von Räubern verwundet!“

Inzwischen ließen ihn die beiden Männer los,

er aber stürzte der Länge nach über die Thürschwelle hin und brach, mit dem Boden gleichsam ringend, in gräßliche Verwünschungen aus. „Er ist krank — er hat den Verstand verloren!“ rief ich mit geängstigtem Herzen den herbeigekommenen Hausleuten zu. Doch diese erklärten, daß Burkhard betrunken sei. Er war der erste Betrunkene, den ich seit meiner Geburt gesehen, und nie ist dieser häßliche Anblick meinem Gedächtniß entschwunden; nie habe ich es so lebhaft gefühlt, als damals: daß Trunkenheit den Menschen tief unter das Vieh erniedrige!

Burkhard hatte all das eingenommene Geld, sogar Hut und Oberrock vertrunken und dazu noch Schulden gemacht. Mein Oheim war sehr aufgebracht. Er ließ den jungen Mann am folgenden Tag zu sich kommen. Mit niedergeschlagener, halb verzweifelnder Miene erschien Burkhard, zitternd am ganzen Leibe. „Ich will Ihnen über ihr Vergehen keine Vorwürfe machen,“ sprach der Oheim finster und streng; „so viel werden Sie einsehen, daß Sie nun nicht mehr in meinem Dienste bleiben können; denn unter allen Lastern ist jenes der Trunkenheit das gefährlichste und abscheulichste.“ — Nach diesen Worten fiel Burkhard zu seinen Füßen: „„Haben Sie Mitleid mit mir!““ rief er schluchzend. „„Nun, da Sie meinen fluchwürdigen Hang zum Trunke selbst entdeckt haben, will ich Ihnen offen gestehen, daß er die Ursache an all meinem Elende ist. Wohl zwanzig Mal kam mir schon freundlich das Glück entgegen, bot mir

auf verschiedenen Bahnen die lächelndsten Aussichten — aber durch dieses unüberwindliche Laster habe ich dessen Gunst immer verscherzt. So bin ich bis auf die Stufe heruntergekommen, auf der ich jetzt stehe, weit unter meinen Fähigkeiten und meinen Ansprüchen. Tausend Schwüre habe ich gethan, nie mehr Wein zu trinken, aber eben so oft habe ich sie gebrochen. Sobald ich Geld in meiner Tasche fühle, zieht es mich, wie mit höllischer Gewalt, fort, meinem Untergange zu. Ich zittere — ein unausstehlicher Reiz zieht meine Gurgel zusammen, die Zunge lechzt, wie von teuflischer Hitze getrocknet — ich verliere den Verstand — die besten Vorsätze schwinden — mein Verderben ist dann entschieden! — Beim allmächtigen Gott, haben Sie nun, da Sie meine bejammernswerthe Neigung kennen, Mitleid mit mir; helfen Sie mir ein Laster besiegen, das ich verabscheue, weil es mich in unabsehbares Elend stürzt; sperren Sie mich in's Gefängniß; behandeln Sie mich mit Härte! Versuchen Sie Alles zu meiner Besserung; ich übergebe mich Ihren Händen ohne Bedingung; nur stoßen Sie mich nicht von sich! — Ich bitte Sie darum bei Allem, was Ihnen theuer und heilig ist.""

Ich schluchzte laut — faßte zitternd des Oheims Hand. Ich konnte nichts als die Worte stammeln: „O heim, guter O heim, ich bitte für ihn!"

""Vielen Dank, lieber Siegmund," fuhr Burkhard, zu mir sich wendend, fort. ""Spiegeln Sie sich an mir. Verabscheuen Sie in Ihrem Alter jedes

geistige Getränk, und merken Sie es wohl, daß ich in meiner frühen Jugend schon zum Säufer erzogen ward. Die allzugroße Zärtlichkeit meiner Mutter hielt das Wasser der Gesundheit nicht zuträglich. So lernte ich Wein und geistige Getränke trinken und lieben. Unmerklich wuchs dieß mit den Jahren, und nun kann ich nicht mehr, was ich so gern wollte — mich den Armen eines entsetzlichen Lasters entreißen, das mich grinsend in den Abgrund des schrecklichsten Verderbens zieht.""

Mein Oheim wurde gerührt. Er redete dem jungen Menschen ernst zu; ermahnte ihn, diese Vorsätze oft zu erneuern, und versprach ihm zum Ende, ihn bei sich zu behalten und Alles zu versuchen, ihn aus den Krallen der Trunkenheit mit Gewalt zu befreien.

Mehrere Tage ging das wohl wieder gut. Allein bald erschreckte er uns auf eine ähnliche Weise. Ob er gleich im nüchternen Zustande der Verträglichste und Ruhigste war, so ward er, wenn Wein in seinen Kopf stieg, der unerträglichste Zänker. Wenn er nun gar berauscht war, so stürzte er, wie ein wildes Thier auf Jeden los, der ihm mit Wort oder That entgegnen wollte. Es kam so weit, daß er sich sogar an der Person meines Oheims vergriff. Dieser aber bewies eine unglaubliche Sanftmuth und Geduld. Er verbot allen nahe liegenden Schankhäusern, seinem Schreiber auf Geld oder Credit Wein zu verabfolgen — doch ohne Erfolg. Er sperrte endlich denselben für einige Tage auf sein Zimmer ein; doch aus dem

vergitterten Fenster schrie Burkhard um des Himmelswillen nach Wein, den ihm denn auch Landleute auf sein inständiges Bitten darreichten. So fand der überraschte Oheim ihn, selbst als Gefangenen, betrunkner, denn je.

Da er nun einmal im Rausche Feuer anlegte, was freilich sogleich wahrgenommen und gelöscht wurde, so sah ihn mein Oheim und Alle nicht nur für unverbesserlich, sondern auch für einen höchst gefährlichen Menschen an. In dem nahen Markte hatte sich eben eine Holzschreiberstelle gefunden, die Burkhard ansuchte und auch erlangte, da mein Oheim trotz seinen Bitten fest bei dem Entschlusse blieb, ihn aus dem Hause zu weisen.

Burkhard ging also und versprach beim Scheiden, die wohlgemeinten Ermahnungen recht zu beherzigen. — Das Glück schien ihm noch einmal einen heiteren Strahl zuzusenden. Eine für seinen Stand ziemlich reiche Witwe ließ sich, von seinem einnehmenden Wesen verführt, zum Ehebündniß mit ihm verleiten. Er hatte dergestalt eine ganz behagliche Existenz gewonnen, schien nun an der häuslichen Ruhe Gefallen zu finden und zum Guten rückkehren zu wollen.

Diese seine Vorsätze schienen sich um so mehr zu verwirklichen, da er nun auch Vater ward. Doch der Beruf, den er jetzt erwählt hatte, gab ihm zu viele Gelegenheit, in das alte Laster zu verfallen, auf daß er dieselbe immer zu fliehen vermocht hätte. Bald mied er seine Gattin, sein Haus — und lebte nun

wieder mehr, als sonst, in Herbergen und in Wirthshäusern. In der Trunkenheit aber handelte er immer unvernünftiger als ein Thier, warf das Geld mit vollen Händen weg, machte Schulden, wenn er keines mehr hatte, und versoff so ein Stück nach dem andern. Das unglückliche Weib, welches ihn geheirathet hatte, verlor endlich auch die Geduld. Sie sah das ihm zugebrachte Vermögen vergeudet, sich und ihr Kind dem grausamen Elende Preis gegeben — und in solchen Fällen weicht der Engel der Liebe und häuslichen Ruhe gar bald. Diese Uneinigkeit und Zwietracht bewirkte nichts als Mißhandlungen und so ward beiden Theilen das Leben auf der Erde im Kurzen zur Hölle.

Burkhard kam nun, wie alle Säufer, auf's Branntweintrinken; denn der Wein hatte schon zu wenig Kraft und Reiz für ihn. Er nährte sich beinahe vom Trunke allein. Täglich fand man ihn bewußtlos, bald auf freier Straße, bald unter den Bänken des Wirthshauses liegen. So war er der elendeste Mensch geworden; sein Verstand war gänzlich geschwunden; und in seinem Gefühle nichts, als die rohesten Leidenschaften übrig geblieben. Wenn man ihn dann nach Hause brachte, schäumte er vor Wuth, fluchte auf Menschen und Gott, mißhandelte Weib und Kind, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sein unglückliches Weib lag ausgezehrt auf einem Strohhaufen, denn er hatte ihr das Bett unter dem Leibe für Branntwein verkauft; sein armes

Kind schrie vor Hunger. Da rief ihn die unglückliche Frau, als er einst wieder im schrecklichsten Rausch in die Stube taumelte: „Nichtswürdiger Trunkenbold! — wann wirst du aufhören, gegen dein eigenes Kind und gegen mich ein Teufel zu sein?"

Diese Worte, im größten Unwillen gesprochen, vermehrten des Trunkenen Wuth. Der Schaum floß ihm von dem Munde, in Strömen stand der Schweiß auf seiner furchenvollen Stirn, die rothen Warzen seiner Nase schwollen, wie von selbst entzündet, auf und beleuchteten sein gräßlich verzerrtes Gesicht; die Augen traten weit empor und rollten furchtbar im Kreise; das gebleichte Haar aber bäumte sich wild. Er springt mit weit auseinander gesetzten Beinen auf die Unglückliche hin; ergreift mit teuflischer Wuth den einzigen Stuhl der geplünderten Stube, wirft ihr ihn auf den Kopf, daß laut krachend die Hirnschale berstet und die Unglückliche mit einem erstickten Schrei sterbend auf ihr Strohlager sinkt.

Plötzlich schwand nach diesem Schreckensereignisse, wie weggezaubert, sein Rausch. Er kommt zu sich, er sieht ihr Blut, vernimmt ihr Todesröcheln, sieht das convulsivische Zucken der Lebensgeister; — er sinkt auf seine Kniee; dann springt er wieder auf; er raset, er brüllt; mit furchtbarer Wuth reißt er sich die Haare von seinem Haupte, läuft gegen die Wände der Stube: „Ich verfluchter Mörder!"

ruft er, daß es in dem unglückseligen Hause gräßlich wiederhallt. „Fort zu dem Gerichte, fort auf das Rad mit dir, verruchter Leib, daß du eine Speise der Raben, ein Leckerbissen der Hölle werdest!“

So verzweifelt er; er vergißt sich, seine Seele, seinen Gott. Wild reißt er die Thür aus ihren Angeln, springt hinaus, will ins Freie gelangen; er verfehlt die Treppe, und mit lautem Gepolter, fortwährend sich selbst verwünschend, stürzt er vom dritten Stockwerk des Hauses herunter.

Hier finden ihn die Herbeigeeilten mit dem Tode ringend, fürchterliche Wunden am Haupte, Rippen, Beine und Arme gebrochen. Eines seiner Augen war durch den schrecklichen Fall ganz herausgerissen worden und hing tief in das Gesicht herab — — erst nach zwölf leidenden, schrecklichen Stunden haucht er unter unsäglichen Martern seine Seele aus. Gott hatte ihm die Gnade gegeben, durch den Beistand eines Priesters die begangenen Sünden bereuen und des Erlösers unendliche Barmherzigkeit anflehen zu können. — Mit Furcht steht der Landmann noch an seinem Grabeshügel und Viele nehmen an seinem Wandel und Ende ein warnendes Beispiel.

So sah ich auch den Unglückseligen, da ich eben an seinem Todestage mit dem Oheim in jenem Flecken gewesen. Ich schauderte zurück, sank beinahe ohnmächtig nieder. Als ich aber die Gräuelthat des Sterbenden hörte und sein schreckliches Ende sah, da be-

kam ich einen lebenslänglichen Abscheu vor der Trunkenheit, der noch jetzt so lebhaft in mir ist, daß ich nie geistige Getränke, nie Wein trinke und nichts ärger scheue, als in thierischer Leidenschaft mich selbst, die Vernunft und mein Vertrauen auf Gott zu verlieren.

Der Offizier und der Steinpflasterer.

(Nach dem Englischen.)

Nahe bei dem Schuldengefängnisse arbeitete ein 80jähriger Greis an dem eben gelegten Steinpflaster und mühete seine geringen Kräfte ab, die noch lockeren Steine festzustampfen. Der schwere Pflock in seinen schwachen zitternden Händen, das unbedeckte silberweiße Haupthaar, womit ein rauher Windzug sein Spiel trieb, und die halb erblindeten thränenvollen Augen, welche sich oft einem engvergitterten Fenster des Gefängnisses zuwandten, oft betend zum Himmel blickten — mußten selbst in dem Herzen eines härteren Zusehers Theilnahm' erwecken.

Indem ich so über das traurige Los manches unglücklichen Nebenmenschen nachdachte, wurde mein Hinbrüten durch das Geräusch eines Reiters, der hart neben mir, vor einem Gasthofe angelangt war und eben vom Pferde stieg, gestört. Der Angekommene schien in den Vierzigen, ein kraftvoller schöner Mann, nicht reich, aber anständig gekleidet. Er trug einen blauen Reiserock und einen Soldatenhut mit einer goldenen Tresse. Der Wirth übernahm Pferd und Mantelsack; der Gast aber schien von dem Anblick des armen Greises viel mächtiger bewegt.

Er geht auf den alten Mann ziemlich heftig los, scheint mit sich selbst einen Augenblick im Kampfe, nimmt dann den schweren Pflock aus des Greises zitternder Hand, stößt damit auf die Erde los und spricht: „das ist eine saure Arbeit für einen so alten Mann; habt Ihr denn keinen Sohn, der Euch solche Arbeit abnehmen könnte?“ — „„O ja, gnädiger Herr!““ versetzte der Greis. „„Ich hab ihrer Drei, gute wackere Söhne, aber sie sind nicht bei der Hand.““

„Nennt mich nicht euren gnädigen Herrn,“ rief der Fremde; „keine Gnaden vermag ich Euch zu gewähren; mehr ziemt es mir, eure grauen Haare zu ehren. — Wo sind denn die Söhne, von welchen Ihr sprecht.“ Der alte Steinpflasterer erwiederte, indeß der Reisende mächtig auf die Steine losschlug: „„Der Aelteste meiner Söhne ist Offizier in Ostindien; der Jüngste hat sich neulich bei der Armee anwerben lassen in der Hoffnung, es vielleicht auch so weit zu bringen, als sein Bruder.““

„Und der Zweitgeborne?“ rief der Fremde mit antheilvoller Miene. Da kamen Thränen in die Augen des Alten; er sah kummervoll nach dem vergitterten Fenster des Gefängnisses und erwiederte zögernd: „„Der hat die Schulden seines greisen Vaters über sich genommen und sitzt deßwegen dort im Gefängnisse.““

Der Reisende that einige schnelle Schritte nach dem Arreste, kehrte aber sogleich wieder und sagte: „Hat Euch denn der ausgeartete Sohn, welcher

Offizier geworden, gar nichts geschickt, um die Last eures Lebens zu erleichtern?" — „„O nennt Ihn nicht so, gnädiger Herr,"" fiel der Alte in seine Rede, „„Gott segne den guten Sohn! er hat mir eine bedeutende Summe aus weiter Ferne gesandt; aber ich bin nicht klug damit umgegangen. Der Handelsmann, bei dem ich in der Miethe lebte und der meinem ältesten Sohne in früheren Jahren zur Reise nach Ostindien Vorschub geleistet, kam in Zahlungshemmungen; ich stand Bürge für ihn — er fiel, und ich verlor dadurch mein Geld, und was ich sonst an Bequemlichkeit hatte, dazu.

Indem der Greis so sprach, steckte ein junger Mann seinen Kopf durch die eisernen Stangen des Schuldengefängnisses heraus und schrie mit heftiger und bewegter Stimme: „Vater! Vater! wenn unser Wilhelm anders noch lebt, so ist's Dieser." — „Ja, ja, ich bin euer Wilhelm!" ruft der Fremde, wirft den Pflock zur Seite, umfaßt den alten Mann, drückt ihn innig an seine Brust und weint auf sein gebeugtes Haupt Thränen der Rührung und Freude.

Der arme Vater brauchte nun nimmer das schwere Steinpflaster zu bearbeiten; denn sein ältester Sohn hatte seinen Dienst verlassen, um dem heiligen Berufe, dem greisen redlichen Vater die letzten Tage zu erheitern, sich ernstlich zu unterziehen. Noch in der Stunde seiner Ankunft war sein braver Bruder aus dem Gefängnisse befreit; und oft noch segnete der glückliche Greis die ewige Vorsicht, die mit reich-

lichen Früchten jene Mühen und Sorgen lohnt, welche guten Aeltern die Erhaltung und Erziehung ihrer Lieblinge kostet; denn es gibt keine höhere Freude auf der Erde und im Himmel, als den in das Herz guter Kinder gelegten Samen zur edlen Frucht reifen sehen!

Im Glücke mäßig, unverzagt im Leiden.

Dort hauf't das Elend! wie es grinsend gähnt,
Sich nach des Armen letzter Hoffnung sehnt,
Mit offnem Rachen seines Glückes harrt! —
Ihm gegenüber, in des Lebens Nacht,
Ein Wand'rer schwanket, halb erstarrt.
Doch plötzlich rafft er sich empor, ein Feu'r
Durchzückt ihn; sieh! er faßt das Ungeheu'r,
Er zieht sein Schwert, er ringt mit ihm voll Muth.
Glück auf! es strömt des Drachen Blut —
Der Höllenqualm entflieht, der Tag bricht an,
Der Edle steht auf sonnenheller Bahn!

*

Mitten im Glücke gefaßt sein auf den Wechsel desselben, und, umgeben von den Launen des Mißgeschickes, unverzagt dastehen, mit vollem Vertrauen in eine bessere Zukunft blicken und denken, daß nichts vergänglicher, als Unglück und Leid — dieß ist eine herrliche Lebensmaxime! Ein Mann, der sie sich eigen gemacht hat, wird im Glücke nicht freveln und im Unglücke nimmer verzweifeln, er wird immer Herr über sich selbst, immer seines Schicksales Meister sein. Bei einer solchen Gemüthsstimmung wird er die Streiche des Mißgeschickes, welche nur für äußerst Wenige ausbleiben, nicht fürchten, stets der Gegenwart froh sein, ohne die Zukunft zu scheuen. Oft scheint sich Alles verschworen zu haben, unser

Leben mit Unannehmlichkeiten und Leiden aller Art zu erfüllen; nirgends, wohin wir in der Nacht unseres Elendes blicken, leuchtet ein Sternlein der Freude und Hoffnung — da wird uns denn bange, und Manchem sinket für immer der Muth; aber ehe wir's möglich denken, kommt von einer Seite, nach der wir in unserer Verzweiflung nicht geblickt haben, die Morgenröthe einer besseren Zeit, und wie sich das Unglück früher unerschöpflich bewiesen in seiner Qual, so strahlet uns aus dem unerschöpflichen Borne der Freude wieder das Glück entgegen. Aber wir müssen diesen lächelnden Augenblick freilich zu benützen verstehen, müssen Kraft genug haben, das flüchtige Glück zu erhalten, mit Mäßigung und Weisheit seine Gaben benützen. Deßhalb soll uns auch in dem tiefsten Abgrund des Mißgeschickes, mitten in menschlichen Leiden, der Muth nicht verlassen. Wir bedürfen seiner nur, und die Hälfte derselben flüchtet sich vor seinem Schilde, die andere aber wird es müde, mit unserer inneren Größe zu streiten, und weicht, früher oder später, gewiß einem besseren Lose. Gottvertrauen, Selbstvertrauen — diese zwei Talismane erworben, und keine Lage des Lebens wird uns ganz unglücklich machen!

C. W. Smith, einer der reichsten Kaufleute in der Welt, gestorben im Jahre 1788, dessen Haus noch jetzt im Glanze des Reichthums und öffentlichen Zutrauens in London strahlt, gibt uns ein lehrreiches Beispiel, daß man bei dem größten

Unglücke fast gar nichts verloren hat, wenn es uns nicht zugleich den Muth zu rauben im Stande war. Smiths Vater, schon ein reicher Mann, unterließ nichts, seinem Sohne eine ausgezeichnete Bildung zu geben. So viel er auch darauf wandte, denselben mit dem Betriebe der großen Geschäfte des Hauses, welche sich über das ganze feste Land von Europa bis nach den nördlichen Besitzungen Amerika's, wo er bedeutende Ländereien hatte, erstreckten, bekannt zu machen; so ließ er es sich doch nicht minder angelegen sein, bei seiner Erziehung über den Kaufmann den Menschen nicht zu vergessen. Er suchte ihm eine richtige Ansicht von dem Leben einzupflanzen, lehrte ihn den wahren Werth des Reichthums, und den noch viel größeren der Schätze einer erhabenen und großdenkenden Seele kennen. Er erlebte auch die höchste Freude eines Vaters, indem er sah, daß seine Bemühungen nicht fruchtlos gewesen. Der junge Smith war der Stolz seines Vaters, welcher in einem späten Greisenalter endlich ruhig verschied und seinem Sohne nebst mehren Besitzungen ein baares Vermögen von anderthalb Millionen Gulden hinterließ.

Smith trat sein Erbe in einer gefahrvollen Zeit an. Der siebenjährige Krieg hatte eben Europa entzündet. Smith dachte diese Epoche zu benützen, in welcher alle amerikanischen Waaren bedeutend im Preise steigen mußten, und ließ für die Hälfte seines Vermögens in Westindien so lange aufkaufen, als die herbeigeschafften Fonds hierzu hinreichten.

Sein reich beladenes Schiff war schon auf dem Wege, als zwischen seinem Lande und Frankreich unvermuthet schnell Feindseligkeiten ausbrachen, in deren Folge sein Schiff mitten auf der See gekapert und dem Eigenthümer von den Franzosen entrissen wurde. Auf diesen *ersten* großen Unglücksfall folgte mit Blitzesschnelle der *zweite*. Aus dem entsprungenen Kriege entwickelten sich unangenehme Handelsconjuncturen; viele Bankbrüche erfolgten, die beßten Häuser fielen — Smith verlor auf diese Weise eine halbe Million, ehe er die nöthigsten Sicherheitsmaßregeln ergreifen konnte. Noch stand er aufrecht, noch war der Credit seines Hauses unerschüttert, — da brach der *dritte* Unglücksstreich herein. Während Smith noch in der Nacht über den schnellen Wechsel des Glückes und eben auf Einschränkungen in seinem Hauswesen nachdachte, brach in dem benachbarten Hause Feuer aus, welches rasch seine Magazine, welche mit den kostbarsten Waaren (theils sein eigen, theils fremdes anvertrautes Eigenthum) angefüllt waren, ergriff und mit solcher Wuth zerstörte, daß nichts, als wenige Papiere gerettet werden konnten. Smith war nun zu Grunde gerichtet; sein ganzes Vermögen, in dem Zeitraume von einem Monate durch ein Hagelwetter von widrigen Ereignissen, welche sich früher kaum als möglich ahnen ließen, wie Spreu bei einem Sturme, zerstäubt.

Aber nicht nur sein Geld sollte er verlieren, auch seinem Herzen war der empfindlichste Verlust

aufbewahrt. Die Hand eines reichen Mädchens, das er innigſt liebte, mit dem er bereits verlobt war, wurde ihm nun von dem geldgierigen Vater für immer verſagt. So ſehr ihn beſonders dieſe letzte traurige Erfahrung ergriff, ſo waren doch alle dieſe Schläge des grauſamen Schickſales nicht im Stande, ihm Beſinnung und Muth zu rauben. Wie er ſich nach der erſten Betäubung erholt und gefaßt hatte, war er in ſeinem ganzen Hauſe der Ruhigſte. Zu Jenen, die ihn bedauerten, ſprach er: „Ich bin Kaufmann und ſchätze das Geld — doch bin ich weit davon entfernt, es höher, als mich ſelbſt und meine innere Ruhe, zu ſchätzen. Mein Vermögen iſt verloren und der Troſt, daß ich es durch unberechenbare Ereigniſſe, ohne meine Schuld verloren, hat mich hierüber gänzlich beruhigt. Die Zahl der Glücklichen auf der Erde würde ſehr gering ſein, wenn nur Jene es wären, welche ſolchen Reichthum beſitzen. Erſparen Sie ſich daher Ihre Beileidsbezeigung; denn ich bin mit mir ſelbſt einig und nur darauf bedacht, mein Unglück keinem Andern fühlen zu laſſen.“

Smith wandte deßhalb Alles an, einem ſchmachvollen Bankerott zu entgehen. Er verkaufte, was er zu Gelde machen konnte, ſchlug die meiſten ſeiner Beſitzungen in Weſtindien los und genoß endlich für ſein Herz die volle Beruhigung, daß Niemand an

seinem Verluste Theil nehmen, keiner seiner Gläubiger unbefriedigt bleiben werde. Mit rühmlicher Redlichkeit bezahlte er Alles; — sein ganzes Vermögen war zwar bis auf wenige Gulden geschwunden, sein Vertrauen auf sich selbst aber nun größer als jemals geworden. „Mein Name ist rein, mein Gewissen ruhig, meine Seele voll Muth — wahrlich, ich bin reicher, als ich gedacht!“ So sprach er zu sich selbst; und die wolkenlose heitere Stirne bewies, daß sein inneres Gefühl freundlich bejahte, was seine Zunge tröstend gesprochen.

Es ist immer sehr schwer, mit Personen in der Nähe zu leben, welche uns in besseren Glücksumständen gekannt haben. Die Schadenfreude der Schlechten unter ihnen verletzt unser Gemüth eben so, wie das Mitleid der Besseren. Smith war daher fest entschlossen, London zu verlassen. Er begab sich auf ein Schiff und segelte nach Amerika, um dort in der Verborgenheit zu leben, und, wenn ihm ja noch das Handelsglück lächeln sollte, mit Hilfe seiner wenigen Besitzungen, welche ihm in Westindien noch übrig geblieben waren, wieder Geschäfte zu beginnen und sich ein besseres Dasein zu bereiten. Das Glück schien ihm auch wieder zu lächeln; seine thätige Gegenwart vermehrte bald den Ertrag der Pflanzungen; und Smith sah sich im Kurzen in den Stand gesetzt, durch den Erkauf einiger angränzenden Gebiete sein Landeigenthum zu vermehren. Auch den Verlust seiner Braut schien ihm das mildere Schick-

sal ersetzen zu wollen. Ein Pflanzer, welcher die Thätigkeit des jungen Mannes bemerkte, hatte nichts dagegen, daß er seine Tochter, die er lieb gewonnen, als Frau in seine Wohnung führe. Von nun an lebte Smith einige Jahre ruhig und vergaß in seiner ländlichen Abgeschiedenheit, bei einem zufriedenen und häuslichen Leben die Wunden, welche ihm das Unglücksschwert im volkreichen London geschlagen hatte.

Die Elemente: Wasser, Feuer, und selbst die Luft in den Stürmen des Meeres, hatten ihm nach Kräften Schaden zugefügt und sein Vermögen verschlungen. Die Erde war noch das Einzige, welches seiner geschont hatte, aber ein fürchterliches Erdbeben, verbunden mit wüthenden Orkanen, zerstörte auch hier in Einer Nacht, was sein eiserner Fleiß in Jahren gepflanzt und erbaut hatte. Hiezu kamen noch die im Jahre 1774 entstandenen Negerunruhen, welche die letzte Säule seines Glückes in dem fernen Welttheile niederwarfen und hiemit den edlen Mann in eine traurigere Lage, als je versetzten. Er irrte mit seiner Gattin und einem lieben fünfjährigen Kinde flüchtig umher. Seine Gattin vermochte die Beschwerde und den Gram nicht zu ertragen, sank als ein Opfer des Aufruhres, und Smith bestieg, von den heftigsten Schmerzen erfüllt, ein Schiff, um wieder zurück nach Europa zu segeln. Noch auf dem Meere sah er die rauchenden Ruinen der Pflanzungen, worunter sich auch die Seinen befanden. Mittlerweile hatte sich die Sonne zum Un-

tergange geneigt; in rothen Flammenstrahlen spiegelte sich ihr Antlitz in den sie umgebenden Wolken, wie auf der ruhigen Fläche des Meeres. Smith blickte auf dieses erhabene Schauspiel. Reger, als je wurde in ihm der Glaube an die allwaltende Vorsehung, und Ruhe und Trost kehrte mit diesem in seine bekümmerte Seele. „Ja," sprach er, es lebt ein Gott, der unser Schicksal in seine Wage legt. Er sendet das Leid, er sendet die Freude; und bin ich denn so namenlos unglücklich? blieb mir mein geliebter Sohn William nicht? Für ihn will ich leben, mit Muth für ihn ringen; denn, jetzt fühle ich es lebhaft, unversehrt hat mir die Vorsehung die Kraft, mit dem Unglück zu kämpfen, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gelassen."

Smith hatte noch einen reichen Oheim in Edinburg. Hier leuchtete ein Hoffnungsschimmer. Er warf sich ihm in die Arme, gab ihm genaue Kenntniß über sein bisher erlittenes Unglück, rechtfertigte sich von dem Vorwurfe jeder Schuld, bat ihn um seinen Rath, seine Hilfe. Der gute Oheim wurde gerührt. Das Vertrauen des Neffen schmeichelte ihm; der Muth, welchen jener auch jetzt noch bewies, machte ihn zu Allem geneigt. Ohne Schwierigkeit schoß er ihm 8000 Pfund Sterlinge vor. „Fange damit wieder an, und versuche dein Glück."

Smith begann, versuchte, und es gelang. Wie ihm das Unglück bis jetzt unverrückt treu gewesen war, so blieb es von nun an das Glück. Bald war er im Stande, dem geliebten Oheim des Darlehen wieder zu erstatten. Doch dieser wies es von sich. „Es hat Segen gebracht," sprach er mit freudefunkelndem Antlitz, und dieß war sein Zweck, so soll es ferner sein — die Summe ist dir geschenkt." Mit neuem Eifer fuhr Smith in seinen Unternehmungen fort. Diese, mit Klugheit und erfahrner Mäßigung forthin geleitet, waren stets von der Sonne des Glückes beschienen. Mit jedem Jahre vermehrte sich das Vermögen des glücklichen Kaufmannes. Seine früher bewiesene Ehrlichkeit brachte jetzt erst die Frucht eines unerschütterlich festen Credits. — Smith wurde bald reicher, als er es je gewesen; aber er vergaß sich auch nie in seinem Glücke, blieb fortan bescheiden, mäßig, den Armen ein Freund und den Bedürftigen Vater. Lange genoß er noch sein Glück im Frieden. Als zufriedener und geliebter Greis starb er eines leichten Todes; doch sein fest gegründetes Haus besteht noch am heutigen Tage, in mehr als Einem Welttheil gekannt und geachtet.

Sohnestreue bis zum Tode.

Dankbarkeit gegen Aeltern, welche dem Glück ihrer Kinder Alles opfern, ist eine Pflicht, welche die Natur selbst dem Menschen zum Gesetze gemacht; die Erfüllung derselben ist so süß und lohnend, daß edlere Menschen das Gegentheil in das Reich der Unmöglichkeit setzen. Aber selbst in dem seltenen Falle, wenn Aeltern ihren Kindern keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie an ihnen Unbilden üben, bleibt es den Kindern heilige Pflicht, die härteste Behandlung mit unbedingter Ergebung zu tragen und unverdienten Druck oder Lieblosigkeit mit Achtung und treuer Anhänglichkeit zu erwiedern. Ein rührendes Beispiel kindlicher Pflichterfüllung gegen einen von Zorneswuth hingerissenen, leidenschaftlichen und harten Vater gibt uns der Sohn des russischen Czars Iwan Basilowich.

Nachdem Iwan Basilowich in verschiedenen Kriegen Ruhm erkämpft und das russische Reich bedeutend vergrößert hatte, verfiel er in eine Unthätigkeit, welche sein thatensüchtiges Volk unzufrieden machte. Weit entfernt von jener Civilisation, die den Werth des Friedens schätzen, den Genuß der Ruhe zum Vortheil des inneren Verkehrs und der geistigen Aus-

bildung, lieben, und das rauhe Handwerk des Krieges, welches selbst im günstigsten Falle mehr Leiden als Gewinn bietet, meiden lehrt, war blutiger Kampf die einzige Beschäftigung, welche die ruhelosen Köpfe des weiten Reiches zu zügeln vermochte. Die Großen des Reeches traten daher zusammen, und faßten den der Würde ihres Fürsten nahe tretenden Beschluß, ihn zur Abtretung der Regierung an seinen Sohn zu vermögen. Diese Vorstellung erbitterte den leidenschaftlichen Czar außerordentlich; er sah darin nur eine ruchlose Verschwörung; und da man seinen Sohn zum Regenten begehrte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß dieser von dem Complote Mitwisser wäre.

Am folgenden Tage erschien Iwan Basilowich ohne Wache auf dem Hauptplatze Moskau's im ganzen Schmuck seiner hohen Würde. Trotzig wirft er seine Krone mitten unter das erschrockene Volk, reißt den kaiserlichen Mantel von seinen Schultern und redet die Umstehenden mit dem heftigsten Unwillen so an: »Gebt diese Krone und diesen Mantel Jemanden, der es besser versteht, ein so unruhiges Volk zu regieren, als ich, und dem Ihr besser zu gehorchen wißt, als mir. Ich habe Kasan, Astrachan und Liefland erobert und die Türken besiegt, habe stets den Ruhm meines Volkes über Alles hoch gehalten; nie seid Ihr unter meiner Regierung ungestraft geschmäht, noch ist sonst Jemanden eine Unbill zugefügt worden; — und zum Danke für alle

diese Dienste verlangt Ihr einen anderen Herrscher? Suchet denn Einen!"

Die erstaunte Menge erwartete stillschweigend das Ende dieser Rede, welche ihre Wirkung nicht verfehlte. Kaum hatten einige Große, die dem Czar zunächst standen, huldigenden Zuruf ausgestoßen, so fielen alle Anwesenden auf die Kniee, mit vieler Begeisterung rufend: „Du bist unser Herr; wir wollen keinen Andern als Dich!" Sie eilen nun, dem neu erwählten Czar die Krone und den Mantel wieder zu überreichen. Dieser aber versetzt: „Er nehme sie nur darum abermals an, für das Glück seiner Russen Alles zu opfern und den Anstifter des Aufruhrs nach Verdienst zu bestrafen." Mit einem Mal wendet er sich gegen seinen Sohn Iwan, ihn mit den härtesten Ausdrücken beschuldigend, die Empörung geleitet zu haben. Der schuldlose Iwan wirft sich zu den Füßen des Vaters, sich zu rechtfertigen. Dieser aber, statt seine Worte zu hören, versetzt ihm, von dem höchsten Zorn überwältigt, mit einem Stock einen Streich über das Haupt. Iwan, welchen die Wuth seines Vaters tiefer als die Wunde schmerzte, stand auf, sich zu entfernen, allein da ihm aus Mund und Augen Ströme Blutes stürzen, so sinkt er, wenige Schritte vom Czar entfernt, ohnmächtig nieder.

Die schreckliche Leidenschaft ungezügelten Zornes räumte bald den Empfindungen der Natur die Stelle ein. Der Vater sieht seinen guten unschuldigen Sohn bleich und sterbend. Er erkennt, aber zu spät, die

schreckliche Verwirrung seiner Leidenschaft. „Gerechter Himmel!“ ruft er aus, „so bin ich selbst der Mörder meines Sohnes! Unmensch, unglückseliger Fürst, der ich bin! — ich nahm mir selbst die Frucht der Sorgen und Mühen, die seine Kindheit mich kostete!“ In seiner Verzweiflung wirft er sich auf den sterbenden Sohn, indem er, die Hände ringend, ruft: „O mein Sohn, du bist glücklicher als ich. Du stirbst und ich lebe fort dich ewig zu beklagen und mich zu verabscheuen. So ist mir das Leben schrecklicher und grausamer, als der Tod selbst.

Bei diesen Worten öffnete Iwan die fast erloschenen Augen noch einmal, blickte seinen Vater zärtlich an, und sprach in dem Tone der kindlichsten Liebe: „Ruhig sterbe ich, lieber Vater, weil ich sehe, daß dein Herz mir noch offen ist, und deine Liebe Thränen um mich vergießt. Niemals, der Himmel ist mein Zeuge, hatte ich nur den leisesten Gedanken von dem Anschlage, dessen du mich beschuldigt. Gott sei mein Zeuge in diesem Augenblicke, wo ich bald vor seinem Richterstuhle erscheine! Nach seinem heiligen Willen muß ich jetzt auf diese Art mein junges Leben enden, aber mache du dir keine Vorwürfe wegen meinem Tode. Dein treuer Sohn bleib' ich auch sterbend, wie im Leben!“

Fünf Tage darauf verschied Iwan, dieser edle

Sohn. Der Czar führte von nun an ein sehr trauriges Leben und nichts konnte ihm Trost oder Beruhigung gewähren. Auch bei Unterredungen ganz anderen Inhalts unterbrach er sie mit Thränen in den Augen und den Worten: „O mein Sohn! o mein Iwan!“ Am 18. Mai 1584 unterlag er endlich seinem unaussprechlichen Kummer, und sein letztes Wort war Reue und Schmerz über die schreckliche That.

Der glücklich gewählte Beruf.

(Mit Benützung einer deutschen Quelle.)

Eben wollte ich an einem Abende des verflossenen Sommers um sieben Uhr die Feder ausschnippen und vom Arbeitstisch aufstehen — die herrliche duftende Natur lockte mich unwiderstehlich in's Freie — da klopfe' es an meine Thür. Herein trat ein Mann, der ohne weitern Gruß an der Thür stehen blieb, und schweigend mit langem, sonderbaren Blicke nach mir hinschaute. Der Mann, ungefähr im Anfange der Vierzig, hatte das blonde Haar schlicht um den Kopf verschnitten. Ein Rock vom feinsten Tuch, darunter eine weiße seidene Weste, schwarze Beinkleider — diese ganze, höchst einfache, doch eben so nette Bekleidung gab seinem Aeußern eine gewisse gediegene Solidität, die mich in ihm ein Mitglied des glücklichen, wohlhabenden Mittelstandes würde haben vermuthen lassen, wenn nicht seine Haltung schon, seine Art sich zu zeigen, obgleich er noch kein Wort gesprochen, die feinere Bildung, das Zuhausesein in den ersten Classen und eine funkensprühende Busennadel aus einem einzigen Diamanten einen höheren Stand verrathen hätten. Eben wollte ich mit einem höflichen, bereits angefangenen: „Wen hab'

ich das Vergnügen?" — mir in's Klare helfen, als der Fremde sein Schweigen brach — und, lächelnd einen Schritt näher auf mich zutretend, mir in die Rede fiel: „Nicht in Rußland, sondern in Deutschland fließt die Elbe." — Ueberrascht wußte ich nicht, ob ich recht gehört habe, und schwieg, etwas verdutzt. „Und der siebenjährige Krieg" fuhr der Fremde fort, „hat nicht dreißig Jahre, sondern sieben gedauert." — „„Wer zweifelt daran?"" ermannte ich mich staunend, „„mein Herr!"" — „Auch der Krebs," unterbrach er mich, „ist kein Säugethier, sondern ein Insect."

Mir wurde unheimlich; schon hatte ich die Frage auf meiner Zunge, welchem Irrenhause man zu entspringen beliebte, als die Erscheinung mir noch näher trat, meine Hände mit einem feurigen Druck faßte und die Worte sagte: „Sie haben mich dem Leben, meinem Glücke gegeben!" — „„Ich?"" stammelte ich erschrocken, „„ich kenne Sie nicht, mein Herr!""

„Daß ich der Welt nütze, daß ich geehrt nach Außen, glücklich nach Innen lebe — Ihr Verdienst ist es, Ihnen verdank' ich Alles."

„„Und was hat damit,"" fiel ich zaghaft ein, und rieb mir die Stirne, „„die Elbe, die nicht in Rußland fließt; der siebenjährige Krieg, der nicht dreißig Jahre gedauert; der Krebs, der kein säugendes Thier ist, zu schaffen? — Ach, mein Herr, verzeihen Sie"" — —

Der Fremde ließ mich nicht ausreden. „Haben denn," lächelte er, „die fünf und zwanzig Jahre

meine Züge so unkenntlich gemacht? die Ihrigen stehen unverändert vor mir, wie sie immer in meinem Herzen gestanden, und auch ein gewisser Reim auf Elias Krumm" —

„„Elias Krumm!"" platzte ich schnell heraus, „„er ist dumm?""

„Derselbe!" antwortete mir der Fremde. — Und nun geschah mir eben das, was dem Propheten Muhamed geschehen, der, als sein Wasserkrug umfiel, vom Engel des Herrn in alle Himmel geführt wurde, alles sah, und dennoch, bei seiner Rückkehr auf die Erde, noch eben zurecht kam, den fallenden Krug vom völligen Umstürzen abzuhalten. In weniger als einer Secunde war ich fünf und zwanzig Jahre zurück in meiner Vergangenheit, und Erinnerungen standen vor mir, die zu erzählen etwas mehr Zeit erfordern werden. Forschend blickte ich auf den Fremden. Ja, er war Elias Krumm, — nicht der siebzehnjährige arme, verspottete Schüler — ein Achtung gebietender Mann, aber immer doch der Elias Krumm.

Ich habe nämlich die Gewohnheit, recht fleißig an meine früheste Jugend zu denken, durch deren Dornen mir Fleiß und — Wohlthaten edler Menschen halfen. Darum gab ich armen Schülern von jeher eine kleine Unterstützung, dem Einen etwa wochentlich einen Platz an meiner Mittagstafel, dem Andern eine Hilfe monatlich an Geld. Unter den letzten Beneficiaten war auch Elias Krumm, der Sohn eines Unterförsters im Bruchwald, drei Mei-

len von hier, der mich stets um ein Billiges mit Drosseln, Morcheln und Heidelbeeren versorgte. Sein Vater hatte jedoch eine Schwachheit, welche sehr verzeihlich gewesen wäre, wenn Mutter Natur ihr nicht geradezu die Billigung versagt hätte. Ihn erfüllte nämlich unter allen menschlichen Großwürdeträgern keiner mit tieferer Ehrfurcht als ein Dorfcantor und Organist. Ob der Junge hierzu Lust und Fähigkeit habe, wurde nicht gefragt. Genug, dieses höchste Ziel des Glückes mußte erreicht und deßhalb Elias hierher auf die Schule geschickt werden. Gern gab ich dem armen, wohlgebildeten, freundlichen und höflichen Burschen die monatliche Unterstützung. Jedoch an diese meine Wohlthatenspende knüpfte sich von jeher ein gewisses Aber, welches den zu Betheilenden, die sich dessen nicht versehen, oft ein schrecklicher Donnerschlag, ein Greuel und Schrecken ist. Ich pflege sie nämlich manchmal unvermuthet mit examenartigen Fragen zu überraschen, um zu sehen, ob sie etwas lernen und ein ellnterstützung verdienen?

Lange ließ ich den armen Elias gehen, ohne an das verzweifelte Examiniren zu denken. Endlich schlug doch die fatale Stunde. Elias trac in meine Schreibstube und bat mit gekrümmtem Rücken um seinen Beitrag. Ich, gerade im Begriff, den Ochsenziemer, mit dem ich meinen Hunden eben Ruhe geboten, vom Tische zu nehmen, und ihn an seine Stelle zu hängen, empfing den Bittenden so fort mit der Frage: „In welchem Lande fließt die Elbe?" Sei es nun, daß überhaupt das Un-

erwartete dem Armen die Besinnung nahm oder ihm das verdächtige Instrument in meiner Hand schon auf dem Rücken zu tanzen schien; genug, tödtlich erschrocken, platzte er augenblicklich mit der Antwort heraus: „in Rußland". Meine Hand sank vor Erstaunen auf den Tisch. „„In Rußland?"" sprach ich mit ernsterer Stimme, „„die Elbe in Rußland! — Lernt ihr Geschichte in eurer Schule?"" — „Ja," war die stotternde Antwort. „„Nun, wie lange hat, fuhr ich fort und trat ihm einen Schritt näher an den Leib, wie lange hat der siebenjährige Krieg gedauert?"" — „Dreißig Jahre;" stammelte er augenblicklich. „„Wohl gesprochen, höhnte ich."" „„Habt Ihr auch Naturgeschichte?"" Wiederum ein leises „Ja!" zur Erwiederung. „„Nun so sag' er mir doch, zu welcher Classe von Thieren gehört der Krebs?"" — „Zu den Säugethieren," seufzte das von Gott verlassene Subject; und nun konnte ich mich nicht länger halten. Ich lachte, daß mir der Bauch wackelte, und mit thränenden Augen rief ich: „„Gott! mein Gott! ist es möglich? — Viele Tausend hat dieser Mensch zu Bruchwald mit eigenen Händen gefangen, viele Hundert selber gegessen, und nun ist ihm der Krebs ein säugendes Thier! Rühmliche Fortschritte in den Wissenschaften! Aus Ihm kann viel werden! O Elias Krumm, er ist dumm!""

Jetzt sah ich erst, daß ein anderer Beneficiat hinter ihm stand, der das ganze Examen mit angehört und den Schamglühenden mit spottlachendem

Blicke durchbohrte. Außer sich sprang Elias mit seinem Beitrag aus dem Zimmer, das für ihn die Hölle gewesen sein mußte. „„Ist es möglich?““ sagte ich vor mich hin, „„dieser Schöps will Lehrer der Jugend werden!““ — „Ja“, meinte der Rector den Tag darauf, und sagte zu mir, „das sei auch der dümmste Junge in der ganzen Schule, der schlechterdings nichts begreife.“ — „Und zur Musik,“ versicherte der Cantor, „stelle er sich vollends, wie der Esel zum Lautenschlagen; es fehle ihm gänzlich an musikalischem Gehör, an Lust, an der Stimme.“ — „„Und der soll ein Cantor werden?““ rief ich nochmals, „„O ihr Aeltern, wie thöricht seid ihr doch oft, wenn es auf die Beurtheilung der Fähigkeiten und die Berufswahl eurer Kinder ankommt! Ihr denkt, die Natur müsse sich euren Wünschen und Launen fügen, und begreift nicht, daß sie es eigentlich ist, die hier gefragt werden muß!““

Ich hatte mir vorgenommen, dem Vater des dummen Elias, wenn er das nächste Mal zu mir hereinkäme, darüber den Text zu lesen; da führte mich einige Tage darauf ein Geschäft zu dem Gärtner, der mir die Bäume oculirt. Ich traf nur sein freundliches Weib zu Hause; in der Stube auf einem Nebentische gewahrte ich, was ich nicht vermuthet hätte, theils fertige, theils angefangene architektonische Zeichnungen von verschiedenen Gebäuden.

„„Ei!““ sagte ich verwundert, „„das ist recht artig; das hätte ich bei dem lieben Manne nicht gesucht.““ — „Ach,“ erwiederte die Frau, „mein

Mann macht solche Bilder nicht, sondern ein armer Student, der bei uns wohnt; und das Haus dort für unser Eichkätzchen hat er auch gemacht.“ — Staunen ergriff mich, als ich dieses Haus näher betrachtete. Es war ein kleiner Pallast mit Säulen von getrocknetem Thon, weiß überstrichen, mit eigener Phantasie geformt; die Fenster, von echt gothischem Schnitt, mit Katzenglase bekleidet, erhöhten den Eindruck des Gebäudes; und gar seltsam war es anzusehen, wenn das Eichhörnchen auf den zierlichen Balkon herauskam und sich umschaute. „„Das muß ein gescheidter, wackerer Bursche sein!““ rief ich mit freudigem Beifall. „„Wie heißt der Mensch?““ fragte ich, schon im Fortgehen. — „Da kommt er eben zum Hause herein;“ antwortet die Frau. „„Der?““ sagte ich fast erschrocken — „„Elias Krumm?““

Er war es wirklich. Scharlachroth vor Scham wollt' er entwischen, aber es war zu spät. Ich hielt ihn beim Kragen. „„Schulmeister, Cantor will er werden?““ fuhr ich ihn an, „„Nichts damit! — nicht Schulmeister, nicht Cantor! Maurer muß er werden und Baumeister.““ Damit verließ ich das Haus und den ganz verblüfften Elias.

Bei meinen vielen Geschäften dachte ich nun nicht mehr an den Vorfall. Doch als am folgenden Monat Elias Krumm nicht nach seinem Stipendium kam, ward meine Theilnahme neu aufgeregt. Ich erkundigte mich nach ihm, erfuhr aber, daß er die Schule und die Stadt heimlich verlassen habe. Nie-

mand wisse, wohin er sich gewendet. Das bedauerte ich herzlich. Ich hatte Gutes mit dem, weit vom Wege seiner wahren Bestimmung Irrenden im Sinne. Sein Vater starb bald darauf an Altersschwäche, und so kam mir endlich die ganze Sache aus dem Gedächtnisse. Jetzt aber stand sie mit einem Male wieder vor mir in der nach fünf und zwanzig Jahren zur Reife gediehenen Erfüllung, und neugierig, seine Geschichte zu erfahren, nöthigte ich den Fremden höflichst neben mich auf das Sopha.

„„Aber mit welchem Henkel greift man sie denn nun an?““ nahm ich wieder das Wort, „„das heißt, wie““ —

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen,“ unterbrach er mich freundlich. „Ich bin Geheimer Rath in königlich sächsischen Diensten.“

„„Wie!““ stotterte ich, mit unterdrücktem, beinahe Anstand verletzenden Erstaunen, — „„Geheimer Rath! und meine Prognose wäre falsch gewesen? Sie hätten dennoch als Gelehrter Ihr Glück gemacht?““

„Als Gelehrter?“ lächelte der Geheimrath; „ist denn das, was Ihr Herren „Gelehrt sein“ nennt, allein die giltige Einlaßkarte in den Musen- und Glücks-Tempel? Muß man gerade die Weltweisheit in Jahrgängen durchlaufen, die Rechte von Kathedern herabgeschnarrt haben, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden? — Ich bin wirklich nichts mehr und nichts weniger — als ein Maurer.“

Ich bat ihn, das Räthsel zu lösen; fragte, warum er der Schule entlaufen, und welche Wunder sich mit ihm darauf ergeben hätten.

„Konnte ich wohl," erwiederte der Geheimrath, „auf einer Schule bleiben, wo mich überall der Spottruf verfolgte? „Elias Krumm, er ist dumm!" — O mit welch' grimmiger Wuth warf ich daheim die lateinische Grammatik an die Wand; mit welcher Wuth schlug ich die Faust an die vermaledeiten Claven meines elenden Claviers, daß mit fürchterlichem Gellen die Saiten sprangen. — Endlich flossen meine Thränen. Ich weinte über mein Elend, wie ein verlornes Kind in tiefer Finsterniß; denn ich sah keinen Ausweg. Die Schulstube, die Orgel, zu der ich verdammt war, schienen mir ein ewiges Gefängniß und eine Folter. So irrte ich, ein Gelächter meiner Mitschüler, ein Abscheu meiner selbst, verzweifelnd umher, bis Sie mich beim Kragen schüttelten und mir zuriefen: „Was, Schulmeister will er werden? Cantor? Maurer muß er werden und Baumeister!" Als mir meine Wirthin gesagt, wie Sie meine Arbeiten gelobt, da schoß plötzlich ein Blitzstrahl vor mir nieder. Aber der Blitzstrahl war nicht schreckend und nicht furchtbar; er war tröstend; er zerriß die dunkle Wolke, die vor meiner Seele hing, und zum ersten Male sah ich den klaren reinen Himmel meiner Bestimmung.

Starr den Blick auf das Haus meines Eichhörnchens gerichtet, dehnten sich die Säulen und wuchsen, und trugen das majestätische Dach, das nun

ringsum mit riesigen Statuen sich bevölkerte, und Thürme und glänzende Kuppeln stiegen empor in die Luft. Die Fenster mit ihren hohen Bogen schimmerten, wie von innerer tausendkerziger Beleuchtung, und auf den Balkon hinaus trat der Doge von Venedig, der dem gaffenden Volke zurief: „Seht da, den Palast hat mir der erhabene Meister Elias Krumm aus Bruchwald gebaut!"

„Zwar verging die phantastische Vision und der Doge von Venedig war nichts weiter als mein liebes Eichhörnchen, aber der plötzlich erwachte Entschluß verging nicht wieder. Ich lief von der Schule flugs zu meinen Aeltern; kam Anfangs übel an, stürzte zu den Füßen meines kranken Vaters, beschwor ihn, meiner Neigung keinen Zwang anzuthun und erhielt endlich nach langen flehenden Bitten und vielen vergossenen Thränen seine Einwilligung. Er starb; ich verließ arm und dürftig das Vaterhaus, trat, dreißig Meilen entfernt, bei dem Bruder meiner Mutter, der ein Maurermeister war, in die Lehre und blieb fest entschlossen, in diesem frei gewählten Berufe zu leben und zu sterben.

„Gott! wie glücklich war ich! mit welchem Freudengefühle rührte ich im Kasten, als ich zum ersten Male Kalk löschte! Ich hatte mein Ziel errungen, und dieß tröstete mich bei der Kälte und Härte meines Oheims, dieß ermuthigte mich bei den schweren Knechtsdiensten, die ich als Haus- und Küchenesel nebst meiner Maurerei verrichten mußte. Endlich ward

ich Geselle. Ich hatte durchaus keinen Umgang als den mit meinen Büchern und Zeichnungen. Der Ohm — mit Wehmuth und Schmerz merkte ich es jeden Tag deutlicher, brauchte mich nur, wie man ein kärglich gefüttertes Nutzthier braucht. Meinen Gesellenlohn blieb er mir schuldig, obschon ich nach gerade anfangen mußte, seine Stelle zu vertreten. Ob nun gleich an offenen Verdienst und Geldbetrag unter solchen Umständen nicht zu denken war, so fehlte es mir doch nicht an heimlichem. Denn die Risse und Bauanschläge, die ich für manche Kunden unter dem Siegel der Verschwiegenheit des Nachts fertigte, wurden mir gut bezahlt und füllten meine Spar-casse. Nach Höherem, Größeren strebte mein Sinn, nach dem Edelsten meiner Kunst und Wissenschaft. — In süße Träume versunken, saß ich oft in meiner einsamen Kammer und durchstrich Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien. Da hoben sich dann vor mir die majestätischen Thürme von St. Stephan zu Wien und des Münsters zu Straßburg; die Kuppel der Peterskirche zu Rom; da dehnte sich vor mir der Palast Pitti zu Florenz in seiner einfachen, tief erschütternden Größe; da wandelte ich, mit einer ersten Rückerinnerung der Zeiten, die vergangen sind, unter den mystischen, Ehrfurcht gebietenden Denkmälern maurischer Herrlichkeit in Granada und in Palladio's prächtigem Vincenza.

Bereits sechs Monate gehörte ich zur Zunft der Meister, noch immer arbeitend für meinen Ohm. Dieser starb nach einer kurzen Krankheit und vermachte

mir — nie hätte ich das erwartet — einen bedeutenden Theil seines Vermögens. Nichts stand meinem Wunsche, für die Kunst zu reisen, mehr im Wege. Das herrliche Italien empfing mich in seinem Kunstheiligthume. Mit welcher Aemsigkeit, mit welchem Eifer ich nun da Alles in mich sog, wornach ich mich längst gesehnt, mit welcher Andacht ich nun von den architektonischen Wundern des stolzen Genua, des vornehmen Florenz, des prächtigen Venedig, unter den Säulen von St. Peter, unter der herrlichen Roma wanderte, — das vermögen nicht Worte zu schildern. Genug, wenige Jahre reichten hin, mich auf einen Gipfel der Kenntniß zu heben, vor welchem ich früher geschwindelt. Kein Wunder, daß ich mich in Rom meiner Kunst mit ganzer Seele und dem glücklichsten Erfolge hingab. Tag und Nacht arbeitete ich mit eisernem Fleiße, stand oft mit dem Schurzfelle auf den Gerüsten der Restauratoren alter, von der Zeit angegriffenen Herrlichkeit, und manche Excellenz und Eminenz würdigte mich ihres näheren Umganges. Auf diese Art ward ich dem Erbprinzen jenes Landes bekannt, in dem ich nun Dienste leiste. Er rief mich als Baurath in seine Residenz, wo das neue Schauspielhaus, das Hospital, die Lazaruskirche, das Belvedere unter meiner Leitung sich erhoben."

„Mein Glück war gemacht. Im Besitze eines nicht geringen Vermögens mit einem angemessenen Einkommen versehen, konnte ich nun auf die Vermehrung meines häuslichen Glückes bedacht sein. Ich heirathete ein schönes tugendhaftes Fräulein von

guter Familie und den edelsten Gesinnungen. Am Tage vor der Hochzeit ward mir das Patent als Geheimer Oberbaurath übersandt. Kurz hinweg über diese Momente irdischer Seligkeit! — Ich lebe mit meiner Frau in der glücklichsten Ehe. Ein wilder flachslockiger Julius von vier, ein sanftes Mariechen von drei Jahren umgaukeln uns wie fröhliche Genien mit Libellenflügeln."

„Daß ich Ihnen diese Kunde bis heute noch nicht gegeben, davon war nur das Verlangen Schuld, Ihnen dieselbe persönlich zu bringen und den Ort meiner Geburt wieder zu sehen. Mein König und mein Amt ließen mich nicht fort, und so verzog sich die Erfüllung von Jahr zu Jahr, bis ich endlich fast mit Gewalt mich losriß. Aber nun bin ich auch gekommen, Sie auf eine recht lange Zeit in das Thal meines Glückes zu führen. Könnten Sie's versagen, eines Mannes Bitte zu erfüllen, der es nie vergessen wird, daß er doch nur Ihnen, wackerer Biedermann, die glückliche Wahl seines Berufes, die ganze Glückseligkeit seines Lebens verdankt!"

Ein Reiseabenteuer.

Auf einer kleinen Reise von Wien nach Troppau hielt der Wagen vor der Station P**. Ich erhob mich von dem Sitze, auf welchem ich fast eingeschlummert war und öffnete das Fenster des Wagenschlages, um frische Luft zu schöpfen. Der Postillon hielt gerade in der Nähe eines unansehnlichen Wirthshauses, neben dessen Thür ein Mann stand, der von einem zahlreichen Haufen Bauern verschiedenen Alters und polternder Buben umgeben war. Alle lachten, schrien, bewarfen mitunter den Unbekannten mit Strohbündeln, Papierstücken und kleinen Erdschollen. Solcher Behandlung endlich müde, machte sich der unglückliche Mann, mitten durch seine Feinde Luft, nahm unweit davon auf einer steinernen Bank Platz und blieb, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend, in der Stellung eines Verzweifelnden. Die Bauern, dadurch noch erboßter, wie früher, packten ihn an, zerrten an seinen Kleidern und erhoben ihr höhnendes Geschrei von Neuem. Länger konnte ich mich nun nicht mehr halten. Ich sprang aus dem Wagen und ging gerade auf den Unbekannten los. Mein ernster Blick brachte die Menge bald zum Schweigen, ich gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen, wel-

ches, unterstützt von der Peitsche des Postillons nicht ganz ohne Folgen blieb.

„Mein Herr!“ sprach ich mit um so größerer Höflichkeit zu dem Unbekannten, da er sehr ordentlich gekleidet war und einem gebildeten Stande anzugehören schien, „mein Herr, werden Sie es mir als eine Unart auslegen, wenn ich nach der Ursache jener üblen Behandlung frage, welche Sie so eben erfuhren? Es geschieht nicht aus Neugierde; im Gegentheile, ich habe nur den lebhaftesten Willen, Ihrer unangenehmen Lage ein Ende zu machen.“

Ohne den Kopf zu heben oder seine Hände vom Gesicht zu entfernen, erwiederte er: „Längst hätte mich eine schmerzliche Erfahrung lehren sollen, mich in dergleichen Begegnungen willig zu fügen. Der Gegenstand zu dem Spotte dieser Leute, die Ursache, welche mich erst vor Kurzem nöthigte, den Postwagen zu verlassen und mich unterwegs aufzuhalten, kurz, die Veranlassung zu dem Unglück meines ganzen Lebens — sehen Sie in meinem Gesicht, und Sie werden sie nur zu sehr kennen lernen!“

Bei diesen Worten nimmt er die Hände vom Gesicht und der verblüffte Haufen fing unwillkürlich sein spöttisches Gelächter wieder an. Ich selbst, kurz vorher von Mitleid über die Verzweiflung des Unbekannten und vom Aerger über die ausgelassene Menge bewegt, mußte ein gegen meinen Willen in meinen Mienen aufzuckendes Lächeln krampfhaft abwehren. Ich war unbeweglich vor Erstaunen. Nie zog sich

in dem Gesichte eines Menschen eine Nase so tief herab, die, dem rothen Zapfen ober dem Schnabel eines indianischen Huhnes gleichend, mit den Zähnen beinahe erfaßt werden konnte. Sie war zudem unmäßig breit, bedeckte gewissermaßen die Backen, ließ vom Munde nur zwei Winkel sehen, und lief in einer Spitze ohne Uebertreibung — bis zum Kinne herunter.

Nachdem in mir die boshafte Lachlust durch Mitleid bemeistert worden war, trug ich dem Unbekannten meinen Wagen an, denn er wollte dieselbe Straße verfolgen. Kaum war dieses Anerbieten aus meinem Munde, so ergriff er den neben ihm liegenden Mantelsack und sprang mit einem Satze nach dem Kutschenschlage. Es war wirklich komisch, seine Höflichkeit, die ihm nicht erlaubte, zuerst in die Kutsche zu steigen, mit dem ängstlichen Verlangen, sich den spöttelnden Verfolgern zu entziehen, im Kampfe zu sehen.

Wir nahmen Platz, und der Wagen flog im Galopp davon. Bis wir das Dorf im Rücken hatten, herrschte zwischen uns tiefes Stillschweigen. Der Mann mit der großen Nase unterbrach es zuerst. „Mein Herr," sagte er, „ich fühle mich Ihnen außerordentlich verpflichtet und es gebricht mir wirklich an Worten, meinen Dank auszudrücken; die Theilnahme, welche Sie mir beweisen, ist der angenehmste Trost, wie ich ihn seit langer Zeit nicht empfunden, um so mehr, da die Empfindungen, die ich einflößte, sonst gewöhnlich das Gegentheil bewirkten. „Die Natur hat mich lächerlich gemacht," fuhr er, den Kopf

von mir abwendend, fort, gleichsam um mir seine ungeheure Nase zu verbergen, „und so sehr ich auch zu beklagen bin, errege ich doch nur bitteren Spott. Mein Unglück, diese große Nase, die zum Mitleid bewegen soll, stellt sich in so grotesker Form dar, daß sie nur zum Lachen reizt.

Von meiner Kindheit an hatte ich schon, um dieses Mißwachses willen, die kränkendsten Verfolgungen auszustehen, und bei meinem Eintritt in die Welt sah ich gar bald, daß das Lächerliche alle Gefühle der Menschen beherrscht. Ich hatte den Handelsstand zu meinem Berufe gewählt. Trotz dem, daß ich mein Geschäft gründlich verstand, so hatte doch nie ein Kaufmann kaltblütig mit mir ein Geschäft machen können, da mein lächerliches Aussehen immer auf meine Speculation einwirken mußte. Ich verlor den größten Theil meines Vermögens. — Spöttereien, welchen ich stets ausgesetzt war, und die meine Geduld nicht immer zu ertragen vermochte, verwickelten mich in allerlei Händel. In einem derselben verwundete ich den einzigen Sohn einer angesehenen Familie meiner Vaterstadt. Ich mußte flüchten, und wohin ich auch kam, traf ich Hindernisse, Spott, Verfolgungen. Ist es möglich, daß die Natur selbst eines ihrer Geschöpfe zu so fortwährendem Mißgeschick verdammen kann?“

Ich that Alles, um den Unglücklichen nach meinen Kräften zu trösten. Eine nähere Bekanntschaft mit ihm ließ mir einen offenen Kopf und ein braves Herz in ihm kennen lernen. Ich hatte eine Rech-

nungs-Revidentenstelle in einer Fabrik offen und trug dem Armen diesen ruhigen Posten, der ihn in keine unmittelbaren Berührungen mit Andern brachte, an. Man kann leicht denken, daß er diese Aussicht, in Frieden leben zu können, mit Freuden ergriff. Er hat an mir einen freundlichen Prinzipal, ich an ihm einen sehr treuen, aufmerksamen und fleißigen Beamten gewonnen.

Als ich ihn zuerst meinen Kindern vorstellte, erschraken die Kleineren und die Größeren lachten laut auf. Es bedurfte wirklich ernsthafter Vorstellungen, Letztere auf die Liebloſigkeit und Ungerechtigkeit ihres Spottes aufmerksam und mein ganzes Haus dem Manne mit der langen Nase gewogen zu machen. Er bewies uns aber durch sein Betragen, daß die Vorzüge des Geistes und Herzens, wenn man ihrer Entwicklung Zeit gönnt, endlich alle äußeren Mängel verbergen, und daß die Gewohnheit des Umgangs gegen die Vorzüge, wie gegen die Gebrechen des Körpers, vollkommen gleichgültig mache. Wie dankbar muß aber Derjenige gegen die Vorsehung sein, die ihm den Eintritt in die Welt durch ein empfehlendes Aeußeres erleichtert und so im Voraus die Gemüther gewinnt, welche durch die Vorzüge des Geistes und Tugenden des Herzens nur achtungsvoll festgehalten werden dürfen.

Seine Liebe hat er bewährt.

In den dänischen Niederlassungen am Rio Volta war ein Neger durch Mißgeschick und Unglücksfälle in eine solche Last von Schulden gerathen, daß er kein Mittel mehr fand, dem hartherzigen Gläubiger Genüge zu leisten. Als dieser immer heftiger in ihn drang, so sprach er: „Ich habe nichts, womit ich dich befriedigen könnte, als meine Person. Verfüge damit, wenn es dir also gefällt.“ — Der Gläubiger, welchem dazumal (im Jahre 1789) das Gesetz einen so schändlichen Vertrag noch nicht verbot, machte bei diesem Antrage Ernst. Vergebens warf sich ihm die bejahrte Gattin, vergebens die noch minderjährigen Kinder zu Füßen. Er blieb taub bei ihren Bitten, ungerührt bei ihren Thränen. Der alte Neger ward ergriffen, auf den Markt gebracht und in wenigen Stunden verkauft. An eine gemeinschaftliche Halskette mit mehrern Sclaven eingeschmiedet, ward er nach dem Strande geführt, um mit der nächsten Gelegenheit zu dem jammervollsten Lose nach Westindien eingeschifft zu werden.

Während die Sclavenschaar am Strande das Schiff erwarten mußte, waren die Hinterlassenen des Negers in einer unbeschreiblichen Verzweiflung. Er

hatte drei Töchter und einen Sohn. Jene waren noch in den Jahren der Kindheit, dieser aber nahte sich schon dem zwanzigsten und zeichnete sich durch einen vortheilhaften Wuchs eben so, wie durch einen starken Knochenbau aus. Obgleich er wenig Unterricht und keine Erziehung genossen hatte, so stand sein Gemüth doch von Natur aus den edelsten Empfindungen offen. Das Klaggeschrei seiner alten Mutter, die Thränen seiner Geschwister und der Gedanke an die trostlose Lage eines so guten Vaters zerrissen ihm das Herz. Wie ein Blitz durchfuhr die Idee sein Gehirn, sich für diesen zu opfern, Retter der Freiheit seines Vaters durch Entsagung seiner eigenen zu werden.

„Seid ruhig!" sprach er, „Mutter, höre auf zu klagen! Schwestern, trocknet eure Thränen. Ich werde euch noch heute den Vater verschaffen!" Er sprach von dieser unwahrscheinlichen Sache mit solcher Gewißheit, daß seine Lieben wenigstens auf Augenblicke einigermaßen beruhigt wurden. Sie bestürmten ihn mit Fragen, wie er dieses möglich machen wolle, fingen dann, den leisen Gedanken an eine Rettung eben so schnell aufgebend, als er flüchtig entstanden war, neuerdings und heftiger zu schluchzen an; — der Sohn und Bruder küßte sie aber, sprach mit zitterndem Tone ein Lebewohl, drückte eine Thräne von seinen Augen und flog aus der Hütte, den Nachruf der Seinigen nicht mehr achtend.

Carlo, so hieß der junge Neger, war bei dem

Ziele seiner Wanderung angekommen. Dringend verlangte er vor den Sclavenhändler geführt zu werden. Man willfahrte seinem Begehren. Hier bat er nun inständigst um die Vergünstigung des Austausches mit einem der zum Transport bereit liegenden Sclaven; welcher Fall sich manchmal ereignet und immer zugestanden wird, sobald der Menschenverkäufer seine Rechnung dabei findet. Doch dieses Mal schien der Sclavenhändler hierzu nicht völlig geneigt zu sein. Er machte Schwierigkeiten, „weil das Schiff zum Abgange bereit und die neuen Sclaven schon alle an die eiserne Halskette zusammengeschmiedet wären." Carlo aber drang heftig in ihm und stellte ihm vor, daß er in seiner Person einen jungen kräftigen Mann für einen hinfälligen Alten gewänne. Was Bitten und Thränen über das steinerne Herz des Unmenschen nicht vermochten, gelang dem lockenden Versprechen des augenscheinlichen Gewinnes. Er willigte ein.

Welch' eine Scene, als die Sclavenschaar vorgeführt wurde, als Carlo seinen alten Vater erkannte, ihm in die Arme stürzte, mit einem lauten Schrei des Entzückens, daß ihm der Rettungsversuch gelungen sei, die Wangen und Schultern desselben mit seinen Freudenthränen bedeckte. „Du bist frei, bist frei, guter Vater! ich ziehe für dich nach Westindien. Sorge dich nicht; Gott wird mir helfen!" Der rührendste Wettstreit entstand nun zwischen Vater und Sohn. Dieser aber entgegnete Jenem, der ihm mit dem Tone

der Liebe die zärtlichsten Vorwürfe machte: „Gab dir, guter Vater, nicht ein Gesetz das Recht, mich anstatt deiner zu verkaufen und so deine Schuld zu tilgen? Aber deine Liebe zu mir ließ dich nicht die Stimme des Gesetzes, sondern nur jene des besten Herzens vernehmen? Wäre ich werth, dein Sohn zu sein, wenn ich deinen Edelmuth nicht nachahmen würde. Eine Freiheit mit dem folternden Bewußtsein, daß du, mein Vater, in erniedrigenden Fesseln schmachtest, würde mir schrecklicher als der Tod sein; aber die Ueberzeugung, daß du in der Mitte deiner Lieben glücklich bist und für mich segnend zum Vater im Himmel flehst — dieses wird mich in der schmerzlichsten Bedrängniß erheben, meine Leiden durch ein wohlthätiges Selbstgefühl in Freuden gestalten. Nein, mein Vater, wenn du glücklich bist, wird dein Sohn nie des Trostes entbehren!“

Ifert, ein dänischer Arzt, befand sich gerade an jener Stelle des Strandes, wo sich dieser rührende Vorfall ereignete. So viele kindliche Liebe hatte ihn tief ergriffen. Er ruft den Sclavenhändler, fragt um den Preis des Alten, kauft ihn für sich. Rasch tritt er vor die beiden Neger hin. „Du bist nun mein,“ spricht er zu dem Alten; „sei frei um eines solchen Sohnes willen. Zieht

Beide fort in eure Heimat und bleibt den Eurigen ein Vorbild reiner, segnender Liebe. Im Sclavenkittel, wie im Purpurgewande, erhebt sie den Menschen und gibt ihm eine höhere Freiheit, welche keine Kette und kein Kieselherz raubt!" Die Sclavenkette wurde geöffnet, Vater und Sohn stürzen zu den Füßen des menschenfreundlichen Arztes. Dieser aber erstattete sogleich von dem ganzen Vorfalle Bericht an den dänischen Statthalter, welcher die beiden Neger vor sich kommen ließ und über jenen Zug kindlicher Liebe, die sich in solcher Probe bewährt, wahrhaft erfreut, die zwei Edlen würdig belohnte. Als die glücklichsten Menschen auf dem Erdenrunde, eilten sie heiter in ihre Hütte zurück.

Für ihre Mutter mehr, als das Leben.

Der liebenswürdige und unvergeßliche französische Jugendschriftsteller Bouilly, dessen Werke die reinste Moral athmen und in eben dem Grade das Herz veredlen, als sie den Geist bilden, theilt uns in einem seiner besten Bücher: Die Mütter, betitelt, eine Erzählung mit, deren Wahrheit er verbürgt. Schrecklich ist diese Bürgschaft und unwillkürlich muß dem Leser die Aeußerung entfallen: „Ist es möglich, daß es eine solche Mutter geben kann! ist es möglich, daß die Liebe einer Tochter so viel zu opfern vermag? — Gibt es für eine Mutter, die auch nur ein geringes Gefühl für die Erhabenheit und Wonne dieses Namens hat; gibt es für sie eine höhere Freude, als ihre Tochter im Reize der Jugend, in der Ueberfülle der herrlichsten innern und äußeren Gaben blühen zu sehen? Und ein junges unschuldiges Mädchen, was kann ihm ein größeres Gut winken, als der reine unbefangene Blick in diese ihm so freundlich entgegen lächelnde Natur; was kann ihm erhebender sein, als das frohe Bewußtsein, erkannt, geachtet,

geliebt zu werden, und dieses auch zu verdienen; was kann ihm" — — doch ich vergesse, daß meine deutschen Leser mit dieser Geschichte noch unbekannt sind. Sie sollen sie hören, und meine Betrachtungen, die ich, von Unwillen und Abscheu, Bewunderung und Wehmuth ergriffen, mich selbst vergessend, so eben begonnen habe, in ihrem eigenen Gefühle und Nachdenken fortsetzen.

Diese Geschichte ist aus dem wirklichen Leben genommen, nicht aus jener zahllosen Volksclasse, die man oft mit vornehmem Blicke gemein nennt, die aber nie jene innere Stimme der Natur überhört, welche ihm Liebe für seine Kinder in's Herz ruft, und die fast immer das Wohl derselben mit zahllosen Opfern und namenlosen Entsagungen gründet — aus jener höheren Classe von Menschen ist sie genommen, aus einer Classe, die sich mit dem Vorrechte des feinsten Gefühles brüstet und von der man mit allem Rechte mehr Zartsinn und feinere Empfindung zu fordern berechtigt ist, weil Stand und Geburt, Erziehung und Unterricht hierzu die Wege gebahnt.

In jenem schönen Lande, das ich mein Vaterland nenne, an dem blumigen Ufer der Loire, dort, wo die Milde und Reinheit des Himmels das Herz und die Empfindung mild macht und reiner stimmt, hatte das rührende und schreckliche Ereigniß Statt, das ich euch, meine Freunde, erzählen will. So jung ich damals noch war, so lebt doch der kräftige Ein-

druck, den diese Begebenheit auf mich und Andere gemacht hatte, in meiner Erinnerung fort. Wollte Gott, daß diese Erzählung, Mütter, unwerth dieses Namens, vor gleicher Eifersucht wahre und sie vor einer Reue schütze, mit deren Schmerz ich nur Einen, jenen der Hölle zu vergleichen vermag.

Die Freiin von N**, welche ich aus Achtung für ihre Familie nicht nennen will, vereinte mit dem Vorzuge einer angesehenen Geburt auch jenen des Reichthums. Ruhmvolle Ahnen, hohes Ansehen, ein großer Kreis ausgezeichneter Freunde, ein trefflicher Gatte, Talente und Wohlleben, — Alles schien sich verbunden zu haben, dieser Dame, einer der schönsten und liebenswürdigsten in der ganzen Gegend herum, das Erdenleben zum Paradiese zu zaubern. Dieses Glück hatte durch die Geburt einer Tochter den höchsten Gipfel erreicht — einer Tochter, welche das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter schien, und ihrem Namen Cöleſtine, der Himmlischen, mit allem Grunde entsprach. Kein Kind wurde mit zärtlicherer Sorgfalt und Pflege erzogen, als dieses; aber auch keines war der Liebe ihrer Aeltern so werth, als dasselbe. Mit jedem Tage entfaltete Cöleſtine neue himmlische Vorzüge. Der unnachahmliche Reiz ihres Blickes, die entzückende Röthe ihrer Wange, die liebenswürdige Verschämtheit auf dieser — natürliche Grazie und Wohllaut der Stimme, Natürlichkeit und sittliche Würde schienen ihr allein an-

zugehören und machten auf Jedermann, der sich ihr näherte, unauslöschliche Eindrücke.

So lang sie in den Jahren der Kindheit war, konnte keine Mutter ihre Tochter mehr lieben, als es die ihrige that. Die Freiin zählte erst 25 Jahre und empfand kein geringes Vergnügen darüber, sich in diesem herrlichen lebendigen Bilde wieder zu finden. Cöleſtine wurde in alle Gesellschaften mitgenommen und wer sie immer gewahrte, rief, als hätte er ein Wunder gesehen, im überraschten Entzücken aus: „Wie ist sie ihres Namens so werth!“

Alle diese Lobsprüche machten nicht die geringsten Eindrücke auf das heranwachsende Fräulein. Sie konnten dieß um so weniger thun, weil es schien, als empfände, besonders nach einiger Zeit, ihre Mutter nichts weniger als Freude darüber. Und doch gab es für Cöleſtinen nur Eine Freude: das Bewußtsein, daß ihre Mutter sie liebe; dieses war allein, was sie lebhaft zu beglücken vermochte. Mit ängstlicher Sorgfalt war ihr Blick stets auf sie geheftet, indem sie nach nichts strebte, als darnach, ihr zu gefallen. Der Mutter Gegenwart ward der zärtlichen Tochter erstes Bedürfniß; sie konnte sie nie verlassen, ohne nicht in eine Traurigkeit, welche ihren schönen Wangen Thränen entlockte, zu verfallen.

So viele Neigung auch die Freiin für ihre Tochter, die nun in's zwölfte Jahr ging, empfand, so hörte sie doch nun auf, sie viel in die größere Welt

zu führen. „Sie kommt nun," so sagte sie zu ihrem Gatten, „in die Jahre, welche für das ganze weibliche Leben die wichtigsten werden. Denn in diesen nehmen die reifenden Jungfrauen alle Eindrücke an, die ihnen entgegenkommen, und geben sich leicht jedem Vorurtheile hin, an deren vielen die größere Welt zu leiden gewohnt ist. Ihre sittlichen Eigenschaften, ihr Geist müssen sich nun völlig entfalten; und zu beiden bedarf man ein mehr zurückgezogenes, ruhiges Leben. Ernstere Wissenschaften, weibliche Arbeiten und vor Allem die Pflichten der Religion müssen sie nun mehr, als leeres Vergnügen und das Getümmel der Welt erfreuen." Cöleſtine fügte sich gehorsam dem Willen der Mutter. Sie gab sich ganz dem Ziele ihrer eingeleiteten Erziehung hin, und ihr einziger Lohn, ihr seligster Augenblick war es, ihrer liebsten Mutter Beweise des unbedingten Gehorsams und der innigsten Liebe zu geben.

Als sie in ihr fünfzehntes Jahr trat, so hatte sie schon so viele Kenntnisse errungen, wie sie kaum Frauenzimmer von zwanzig und mehren Jahren besitzen. Sie besaß die Blüthe und Annehmlichkeit der ersten Jugend, die Gesetztheit und den Verstand des reiferen Alters. Nun erwartete Cöleſtine, daß die Mutter ihren Wunsch, sie stets begleiten und

immer um dieselbe sein zu dürfen, erfüllen werde, da sie nun ohne Gefahr in die Welt treten und unter den wachsamen Augen einer guten Mutter, durch Beobachtung derselben, an ihre Ausbildung die letzte Feile legen zu können glaubte.

Aber wie sehr hatte sie sich in ihrem Hoffen getäuscht! Je mehr sie zu diesem Ziele zu kommen strebte, desto sorgfältiger schien sie die Freiin allen Blicken zu entziehen. Cöleſtine bemerkte sogar, daß die Liebkosungen, mit welchen sie ihre Mutter überhäufte, derselben einen gewissen Schmerz, den sie vergebens zu verbergen suchte, verursachten. Dieser war ihren Augen, jeder ihrer Bewegungen eingeprägt. Ihre Ausdrücke wurden von Tag zu Tag kälter und ihre Miene unfreundlicher, härter. Dulden und Tragen, im Stillen zu weinen, und jene ungerechte Abneigung, die doch nur vorübergehend sein durfte, zu besiegen, — dieß war der Entschluß der armen Cöleſtine. Mehre Monate blieb sie ihm unverrückt treu; immer erwartend, daß sie jene unvergeßliche Zärtlichkeit, welche ihr die Mutter in den Jahren der Kindheit erwiesen hatte, wieder gewinnen werde.

Wäre wenigstens ihr Vater in ihrer Nähe gewesen, so hätte sie an seinem Busen für ihren Schmerz Erleichterung gesucht. Doch dieser war seit einem Jahre nach St. Domingo gereiset, wo er reiche Besitzungen hatte, und vor eben so langer Zeit war keine Hoffnung vorhanden, ihn wieder zu

sehen. Sie konnte daher den einzigen Trost in der Ausbildung ihrer Talente suchen, und brachte es auch in kurzer Zeit dahin, daß Männer und Frauen, alte und junge Leute sie für einen Engel an Güte und Schönheit erklärten. Alles kam darin überein, daß sie die erste und liebenswürdigste Blüthe der ganzen Umgegend sei.

Aber diese günstigen Erfolge, dieses einstimmige Lob hatten für die Arme nichts, als neue Entbehrungen und Qualen zur Folge. In ihr Zimmer verwiesen, sah sie fast nie ihre Mutter; und sammelte sich Abends ein Cirkel von gewählter Gesellschaft, so verwies sie sogleich ein befehlender finsterer Blick aus derselben. Noch errieth die Unglückliche die Ursache jenes sonderbaren und widernatürlichen Benehmens nicht. Sie schrieb es einer übertriebenen mütterlichen Besorgniß für ihre Gesundheit, einer allzu ängstlichen Vorsicht, mit der jene über sie wache, und anderen entschuldigenden Beweggründen zu. Gut und vertrauensvoll machte Cöleſtine neue Versuche, die verlorne Liebe zu gewinnen, und unterwarf sich willig der Sclaverei, deren Härte mit jedem Tage zu wachsen schien.

Cöleſtine erreichte ihr siebenzehntes Jahr. Sie konnte sich nirgends zeigen, ohne Bewunderung, die bis zum Enthusiasmus wuchs, zu erregen. Bald ward es ihr nur mehr vergönnt, vor der Stadt, wohin sie die Mutter im geschlossenen Wagen führte, freie Luft und Bewegung zu genießen. Aber so viele

Sorgfalt die Freiin auch anwendete, vor Aller Augen ihre Tochter zu verbergen, so gelang ihr dieß doch nicht immer, und je seltener man sie sah, desto stärker war jedesmal der überraschende Eindruck, den ihr Erscheinen hinterließ. — Als sie einst über den Hof des Schlosses ging, rief Einer der dort beschäftigten Menschen aus: „O welch ein himmlisches Fräulein!" Die Freiin, welche die Aeußerung vernommen hatte, ließ ihn auf der Stelle verabschieden und ihm die Weisung ertheilen, sich ja nie mehr vor ihren Augen sehen zu lassen. — Einst scherzte der alte und treue Kammerdiener mit dem Kammermädchen der Freiin im Vorzimmer, ohne zu wissen, daß die Gebieterin mit ihrer Tochter im anstoßenden Cabinete sei, von dem man jedes Wort, das gesprochen wurde, vernehmen konnte. „Man hat wohl Recht," sprach der Eine, „unser Fräulein die schönste Blüthe in der Stadt zu nennen." — „„Und was ihren Reiz so sehr erhöht,"" sprach das Kammermädchen, „„mag wohl ihre Bescheidenheit sein; denn sie scheint es kaum zu wissen, wie schön sie ist.""" — „Ihre Mama," setzte der Alte mit einem boshaften Tone hinzu, „bemüht sich wohl besonders, sie in dieser Unwissenheit zu lassen; aber was nützt ihr das Alles? deßhalb wird ihr Fräulein nicht häßlicher, und die Jahre vergeben hinsichtlich ihrer um desto weniger von ihrem Rechte." — „„Die Frau Baronin,"" versetzte die Andere, „„ist noch ziemlich

schön; aber ich wollte wetten, daß sie doch niemals in ihrem Leben jene liebenswürdige Grazie, jene edle Regelmäßigkeit der Züge und vor Allem das treffliche Herz ihrer Tochter hatte.""

Cöleſtine ſtand neben ihrer Mutter; ſie ſah ſelbe bei dieſen Worten leichenblaß werden. Das Erſte, was ſie thun konnte, war, ſie mit kindlichem Herzen zu umarmen! „Laſſe mich!" rief ſie, laſſe mich!" und ſtieß ſie mit einer convulſiviſchen Bewegung zurück, indem ſie einen durchdringenden Blick des Zornes auf ſie warf. — Drei Tage darauf wurde der alte Diener ſammt dem Kammermädchen aus dem Dienſte gejagt, ohne daß, außer Mutter und Tochter, Jemand um den wahren Beweggrund dieſer grauſamen Handlung gewußt hätte.

Cöleſtine errieth ihn nun ohne Mühe. ""So iſt es mir denn unmöglich, daran zu zweifeln, daß meine Mutter gegen mich eiferſüchtig iſt!"" So rief ſie mit zitternder Stimme aus, und Fieberkälte durchſchauerte ihren Körper. ""Ach, Gott! iſt es denn möglich, daß Eiferſucht Mutter und Tochter trenne?"" Sie fiel erſchöpft auf ihr Lager und das Bewußtſein verließ ſie.

Von nun an überzeugte ſie eine genaue Beobachtung täglich mehr von dem Grunde ihrer Furcht und ihrer Verzweiflung; denn täglich wuchs die Erbitterung der Mutter und zahlloſe Entbehrungen waren

die Folge für die liebende Tochter. Endlich ward es die Freiin müde, so nach Mitteln und Ausflüchten, ihre Tochter dem geselligen Leben in der Stadt zu entziehen, haschen zu müssen. Sie benützte den Umstand, daß sich Cölestinen's Wange zusehends bleichte, was allein die Folge des verschlossenen Grames war, dieses Ereigniß für ein drohendes Brustübel auszugeben, das der äußersten Vorsicht bedurfte. Und somit kündigte sie an, daß sie Cölestinen auf ein Gut, welches sie drei Meilen von der Stadt in einer angenehmen und gesunden Gegend besaß, zu fühner gezwungen sei, damit sie dort ihre Gesundheit herstelle und dem Fortschreiten des Uebels Einhalt gethan werde.

Die Ergebung, mit welcher Cölestine diesen Entschluß anhörte, übertraf ihre Erwartung. Die zärtliche Liebe, welche sie für ihre Mutter fühlte, war Grund genug für sie, Alles zu opfern, ihre Freude und ihr Glück, ihre Gesundheit und ihr Leben. Reichlicher Ersatz schien es ihr, einen freundlichen Blick von der zu gewinnen, welche ihr Höchstes war, und die süße Hoffnung zu nähren, jene mütterliche Neigung, die eine unglückselige Leidenschaft ihr für eine Zeit lang entrissen hatte, wieder zu gewinnen. Und eben diese Eifersucht, welche sie nun mit so großem Schrecken erkannte, schien ihr bald nichts anderes zu sein, als eine zu weit getriebene Vorsicht für ihr jugendliches Gemüth, daß nichts den Frieden desselben störe und nichts die selige Ruhe raube, welche

der Himmel der glücklichen Jugend ist. Sie bestärkte sich fortwährend in dieser süßen Täuschung und fand in derselben ungemeinen Trost. „„Ja,““ sagte dieser Engel, „„ich muß jede Gelegenheit, meiner Mutter unangenehme Gefühle zu erwecken, mit Sorgfalt vermeiden. Ich will mich der Gesellschaft entziehen, und wenn man mich nöthigt, mich zu zeigen, so will ich meinen Anzug, meine Haltung vernachlässigen. Es ist ja so leicht, die Reize, welche die Natur gab, zu zerstören. Man behauptet, daß meine Augen lebhaft und ausdrucksvoll sind; nun wohl, ich will sie durch nächtliches Wachen, durch Lectüre und Studien so anstrengen, daß ihr Feuer erlöschen soll. Meine Stimme soll wohlklingend sein und zum Herzen dringen — ich will schweigen, und nur einsylbig die Fragen, welche man mir stellt, beantworten. Wie glücklich werde ich sein, wenn ein Opfer dieser Art mir die verlorne Mutter gewinnt und der Kinder höchstes Gut, ihre Liebe, erringt!

Allein es war hinreichend, das liebenswürdigste Geschöpf nur zu sehen, um von ihren mächtigen Reizen, welche nun die höchste Stufe erreicht hatten, von der Anmuth ihrer lieblichen Züge, von der Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen hingerissen zu werden. Dieß Alles bemerkte die Baronin, des Muttersnamens unwerth, viel eher als Cöleſtine. Sie ward dadurch im Innersten aufgeregt, und jene kam in ihrem Jammer so weit, daß sie es nimmer mehr wagte, vor ihr die schüchternen Augen

aufzuschlagen, auf daß der Ausdruck ihrer Liebe und Sehnsucht der Mutter nicht neue Schmerzen bereite.

„„Was soll ich anfangen,““ rief sie händeringend, als sie sich allein befand, „„um diese unglückselige Abneigung zu vermindern! Wenn ich's vermöchte, diese Gesichtszüge, die mir um des Unheils willen, das sie verursachen, verhaßt sind, zu entstellen? Ich hatte dieß von der Anstrengung, der ich mich freiwillig unterzog, zuversichtlich erwartet; aber scheint es doch, daß die Natur jene Gabe, um die ich sie nicht gebeten hatte, mit dem Glücke meiner Lebenstage bezahlt sehen will!““ Der Schmerz schien ihr das Herz zu brechen; sie griff nach der Harfe, die ihrem Seelenschmerze schon oft Linderung verschaffte, und sang folgende Verse, die sie bei einer ähnlichen Gelegenheit selbst gedichtet hatte, und die kein Verdienst besitzen, als dieses, daß sie aus ihrem Herzen geflossen. Sie sang mit unnachahmlichem Ausdruck:

Auf mehr wohl, als auf Millionen Wegen
Jagt dir die Menschenschaar, o Glück des Lebens,
Mit raschem Drang und heißer Gier entgegen,
Und meistens, ach, ist all' ihr Müh'n vergebens!
So jage, Thor, mit nimmersattem Triebe —
Ein Glück nur kenn' ich, Mutter, deine Liebe!

Der fromme Sinn ist auch dem Thiere eigen,
Das Thier liebt die, der es sein Dasein danket.
Blick hin, der junge Specht auf jenen Zweigen,
Wie er zu ihr vom Ast zum Aste wanket,

Wie ihm vor Luſt die nackten Flügeln beben —
Sie iſt ihm mehr, das zeigt er, als ſein Leben!

Sei glücklich, Thierchen! biſt mit ihr vereinet,
Mit ihr, die dir das Liebſte iſt auf Erden.
Ich bin's allein, die hier verlaſſen weinet,
Ich kann, ob ich's auch will, nicht glücklich werden!
Dir ähnlich ſein, dieß nennſt du ein Vergehen?
O Mutter, kannſt du mich verſtoßen ſehen!

Verhaßter Reiz, entflieh' von meinen Wangen!
Du raubeſt mir das Höchſte aller Güter;
Mich quält nach dir kein ſündiges Verlangen,
Gib, was du nahmſt, die beſte aller Mütter!
Entſchwinde ſchnell, ich flehe dich, entſchwinde,
Auf daß ich ſie, mein Glück, mein Alles finde.

Kaum hatte ſie geendet, als ſich die Thür ihres Zimmers öffnete. Die Baronin, welche Alles mit angehört hatte, ſtürzte bleich und zitternd auf ſie hin. Sie fing ſie in ihren Armen auf und rief ihr mit einem Tone zu, in welchem Scham und hohe Zärtlichkeit um den Vorrang ſtritten: „Cöleſtine, du fürchteſt deine Muttter zu verlieren! iſt ſie nicht bei dir, geliebte Tochter? drückt ſie dich nicht an ihr Herz?" — Cöleſtine wollte antworten, aber die Ueberraſchung, die Freude, das Herz ihrer Mutter an dem ihrigen ſchlagen zu fühlen, ein Glück, das ſie ſchon ſo lange entbehrt hatte, und endlich ihr zarter Sinn, mit dem ſie in den Geſichtszügen die bitterſten Vorwürfe, welche ſie ſich ſelbſt machte, las — ließ ihr das Wort auf der Zunge erſterben; ſie brachte nichts

vor, als Thränen der Freude. Halb bewußtlos stürzte sie vom Neuen in die Arme der Mutter. Schien es doch, als hätte sie sich Vorwürfe zu machen, und die hohe Freude, die Beide genossen, war mit dem wonnevollen Schmerze, den reinere Seelen beim Vergeben, beim Wiedervereinigen lang entfernter Gemüther so süß zu empfinden gewohnt sind, vermischt. Sie drückte wohl tausend glühende Küsse der geliebtesten Mutter auf, und diese erwiederte sie, gleichfalls Thränen vergießend, indem sie ihr beruhigend zurief: Ja, Cöleſtine, ja! du haſt deine Mutter wieder gefunden!»

Und dieses Versprechen schien in der That gehalten zu werden. Die Baronin erlaubte von nun an ihrer Tochter, in ihrer Begleitung die Gesellschaft zu besuchen; sie that noch mehr; sie ließ ihr sogar öfters die Pflicht über, die Gäste im eigenen Hause zu empfangen. Nun schien es sogar, als wäre sie weniger empfindlich, wenn Cöleſtine allgemeine Bewunderung erregte. Mit welchem Entzücken erfüllte dieses die Gute und welch' einen Schrecken machte ihr jedes schmeichelhafte Wort, das man an sie verwies! In dem Antlitze ihrer Mutter suchte sie mit unbeschreiblicher Sorge und Angst die Wirkung, welche es in ihrer Seele hervorgebracht, zu lesen. Und als sie dasselbe nun ruhiger fand, und entfernt von jenem leidenden und bitteren Wesen, das ihm sonst bei ähnlichen Gelegenheiten in so sonderbarer

Mischung aufgeprägt wurde — ach, da überließ sie sich ganz ihrem Glücke und jenem Frohsinne, welcher der Jugend so eigen ist, und himmlische Reize über dieselbe verbreitet!

Doch leider überzeugte sich die unglückliche Cölestine bald zu ihrem Schrecken, daß ihre Mutter im Momente der höchsten Rührung viel mehr versprochen hatte, als sie zu erfüllen im Stande war. Die Freiin hatte einen Bruder, welcher Major eines Infanterie-Regimentes war. Dieses in vielem Ansehen stehende Regiment lag in der Stadt als Garnison. Die Offiziere desselben veranstalteten einen festlichen Ball, zu welchem die Baronin sammt ihrer Tochter geladen wurde; Cölestine wurde zur Königin des Festes erwählt und bestimmt, an der Hand ihres Onkels den Ball zu eröffnen.

Es war der eifersüchtigen Mutter nicht möglich, ihrer Tochter diese Ehrenbezeigung zu entziehen. Sie verbarg ihrem Bruder den Verdruß, welchen sie darüber empfand, daß man sie hierbei gleichsam übergangen habe, und widersetzte sich nicht, Cölestinen so gekleidet zu sehen, wie es ihr Stand, die Gelegenheit selbst und die Ehre, welche man ihr erwies, erforderte. Sie erschien daher bei diesem Feste mit dem Glanze aller ihrer Reize, der sie so sichtbar überstrahlte. So war sie das Ziel aller Blicke und der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Sie schwebte in den Reihen, wie ein Engel, und was noch mehr ihren Liebereiz vermehrte, dieß

war die Bescheidenheit, mit der sie jedes verdiente Lob ablehnte und die Sorgfalt, mit der sie jeder Auszeichnung auswich.

Unter der Menge von Tänzern stellt sich ihr auch der Graf v. D** vor, einer der schönsten Offiziere des Regimentes, den sie schon aus dem Hause ihrer Mutter kannte, in welches er häufigen Zutritt hatte. Er bittet sie, mit ihm den zweiten Tanz zu eröffnen. Sie geräth in Verlegenheit, bemüht sich, diese Ehre abzulehnen, wird aber durch die Vorbitte ihres Onkels hierzu genöthigt, nachdem sie auch noch die Erlaubniß ihrer Mutter, welche sie keinen Augenblick aus den Augen verlor, erhalten hatte. Jede ihrer Bewegungen, ihre Grazie, ihr Anstand — Alles vereinigte sich, die Zuseher in Enthusiasmus zu versetzen. Sie war in Aller Munde. „Das ist Terpsichore unter der Gestalt der Göttin der Liebe," rief Einer. „Atalante war nicht lieblicher," sagte ein Anderer. „Man sollte meinen," versetzte ein Dritter, „sie sei es, die Virgil malen wollte, als er sang: Sie würde über Blumenbeete schweben, ohne eine einzige Blüthe mit ihrem Fuße niederzudrücken." — Alle diese Schmeicheleien schienen die Freiin wenig aus ihrer Fassnng zu bringen. Nicht die geringste Wolke war auf ihrem Gesichte zu sehen, und man mochte glauben, daß sie sich glücklich schätze, mit an dem Triumphe Cölestinen's Antheil nehmen zu können.

Kaum war der Tanz beendigt, so eilte Cölestine

zu ihrer Mutter. Nun erhob sich über Beide das Gespräch der Anwesenden. Dieser pries die Freiin glücklich, Mutter einer solchen Tochter zu sein; Jener behauptete, nun müsse Erstere freilich jedem Anspruche, selbst zu gefallen, entsagen. „Die Baronin ist eine der schönsten Frauen in der Stadt," setzte Jemand ernsthaft hinzu, „aber sie thut sehr Unrecht, sich an die Seite ihrer Tochter zu setzen. Frühling und Sommer sind sich freilich sehr nahe, aber das Blatt des Einen grünt noch, während jenes des Andern erbleichet." — „Wer möchte wohl," rief der Graf D**, welcher, trunken vor Freude, vergaß, wem er so nahe war, „wer möchte die Baronin mit ihrer Tochter vergleichen? ist es wohl jemanden eingefallen, die Tuberose der duftenden Rose des Mai entgegenzusetzen?"

Welche schrecklichen Gemüthsbewegungen erregte dieß bei der Baronin, die fast Alles mit angehört hatte? und von wem mußte sie diese letzten Worte hören! Sie war außer sich. Auch Cölestine hatte sie mit Schrecken vernommen. Sie suchte in ihrer Mutter durch Beweise ihrer innigsten Liebe die Erinnerung an dieselben zu erlöschen; aber sie waren bis in das Innerste ihrer Seele gedrungen; ihre Lippen zitterten; ihre Augen starrten bewußtlos umher; auf jedem Zug ihres Gesichtes war der innere Kampf zu lesen. Cölestine sah sie erbleichen. Sie benützte den Vorwand eines jähen Uebelbefindens und Beide

schieden aus dem lärmenden Kreise, gekränkt und bedauert.

Alle Versuche Cölestinen's, die Unglückliche zu zerstreuen, waren vergebens. Umsonst sang sie ihr Lied, umsonst betheuerte sie ihr die kindlichste Liebe, umsonst umschlang sie die Brust derjenigen, die sie so innig liebte. Die Baronin schien mehr, als je, von ihrer Leidenschaft befallen worden zu sein und führte ihre Tochter bald weit von der Stadt fort auf das entfernteste ihrer Güter, in die Gegend von Poitou. Hier übergab sie selbe der Pflege einer Untergebenen, eilte schnell zurück in die Stadt, und überließ die trostlose und gebeugte Cölestine ihrem Schicksale, einer Verwiesenen gleich.

Mit bittern Thränen in den blauen, seelenvollen Augen rief Cölestine aus: „„Ihr verwünschten Züge, die man so schön preis't! ihr raubt mir auf allen Wegen das Glück meines Lebens. Kein Mittel würde ich scheuen, euch für ewig zu verunstalten; den hierdurch gewönne ich das Höchste für eine dankbare Tochter, die Liebe meiner Mutter, deren Herz so gut ist, und welche mir nur eine Leidenschaft entfremdet, die weit außer ihrer Gewalt liegt. Vielleicht wäre es möglich, jene unglückselige Hülle umzuwandeln, indem ich an Unglückliche Hilfe und Segen spende!““

Dieser Gedanke bemächtigte sich ihrer. Sie erkundigte sich mit Hast um die gefährlichsten Kranken in jenem Orte, an welchem sie weilte, und in denjenigen,

die ihn umgaben. Hörte sie nun, daß irgendwo das ansteckende Blatterngift wüthete, so ließ sie sich hinführen unter dem Vorwande, selbst Hilfe zu bringen und Wohlthaten zu spenden. Kein Widerstand war groß genug, um sie davon abzuhalten. Sie berührte die Leidenden, welche oft im heftigsten Fieberschweiße lagen, mit eigener Hand, in der Hoffnung, ihr Uebel zu erben, und so jene Mauer zu zerstören, welche zwischen ihrer kindlichen Liebe und das Mutterherz eine fluchwürdige Leidenschaft aufgeführt hatte. Aber sei es, daß die allwaltende Vorsicht sie, um des Werkes der Liebe willen, das sie verübte, beschützt und vor Ansteckung bewahrt hatte; sei es, daß der günstige Erfolg, mit welchem ihr in früher Kindheit das Blatterngift eingeimpft wurde, auch mit das Seinige that und jeden Nachtheil entfernt hielt; — Cöleſtine verließ auch dieſe Stätten ohne Gefahr, und ſchien verurtheilt zu ſein, in jenen Reizen, die ihr ſo vielen Kummer bereitet, forthin zu prangen.

Allein dieſe grauſamen Verſuche, welche ungeachtet der guten Abſicht, in der ſie unternommen wurden, nicht zu rechtfertigen ſind, mißlangen noch immer. — Die Freiin, welche das veraltete Gebäude, in dem ihre Tochter gefangen gehalten wurde, herſtellen wollte, hatte befohlen, daß verſchiedene Gemälde, welche in dem Zimmer herumhingen, ausgebeſſert würden. Zwei Maler und mehre Lehrlinge waren damit beſchäftigt, ihrer Weiſung Ge-

nüge zu leisten. Einer aus ihnen, ein junger Mensch von frischem und hübschen Ansehen, dem es an Uebung und Vorsicht fehlte, öffnete unbesonnener Weise eine Flasche voll Scheidewasser, wovon ihm einige Tropfen in's Gesicht spritzten. Er schrie laut auf und verlangte wehklagend nach Oel, um das Uebel, das er sich zugezogen, nach Kräften zu heben. Cöleſtine immer bereit, Leidenden Hilfe zu bringen, stürzte auf sein Geschrei herbei, und sah erstaunt die Verwüstung, welche ein Wasser, das so rein und unschädlich schien, auf dem Antlitze des Lehrlings hervorgebracht hatte. „Dieß ist ein fressendes Gift," versetzte Einer der Maler, „welches nur allein das reine Gold verschont. Seine Wirkung auf die Haut ist so fürchterlich, daß es, wenn man nicht schnell mit Oele zu Hilfe kommt, Narben, jenen der schrecklichsten Pockenkrankheit gleich, zurücklassen würde."

Cöleſtine fühlte bei diesen Worten eine lebhafte Gemüthsbewegung. Diese Entdeckung ging ihr nicht aus dem Kopfe. Sie bemerkte mit Sorgfalt Gestalt und Farbe der Flasche, in welcher diese fürchterliche Flüssigkeit verborgen lag.

Sobald die Arbeiter Feierabend gemacht hatten, nahm sie von jenem Scheidewasser, das so brennend und verzehrend wirkt, mehr, als zu ihrem Verderben hinreichend war, und trug es, in einem Riechfläschchen verborgen, auf ihr Zimmer. So lange die Maler mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, unterließ sie es, um jedem Verdacht auszuweichen, hiervon

Gebrauch zu machen. Als aber diese ihr Werk vollendet und sich aus dem Schlosse entfernt hatten, wagte sie Abends, nachdem sich Alles zur Ruhe begeben hatte, den schrecklichen Versuch. Sie öffnete das Fläschchen Scheidewasser, schloß die schönen Augen, welche sie retten wollte, und wusch sich das Gesicht mit diesem schrecklichsten aller ätzenden Gifte. Sie verbarg mit Sorgfalt das Behältniß derselben und ertrug den brennenden Schmerz, den es verursachte, mit Kraft und Geduld. Kein Klageruf, kein stöhnender Seufzer, nicht ein einziger Schmerzenslaut entfloh ihren Lippen. Der Gedanke, daß sie nun eine Mutter gewonnen habe, erfüllte ihre Seele mit Muth und übermenschlicher Stärke.

So ließ sie die ganze Nacht hindurch dem Gifte ganz freien Spielraum zur gräßlichen Wirkung. Als ihre alte Aufseherin am frühen Morgen in's Gemach trat, entsetzte sich dieselbe über das entstellte Gesicht des Fräuleins, und schrie nach dem Arzte des Dorfes, welcher ein Mann von beschränkten Einsichten war. Dieser sah die Krankheit für ein Pockenübel der schlimmsten Gattung an. Durch Arzneien, welche er ihr, um die Ausdünstung des Körpers zu erleichtern, reichen ließ, beförderte er vielmehr das Fortschreiten des Uebels, anstatt es zu hemmen. Die Aufseherin, welche in Verzweiflung war, sandte sogleich einen reitenden Boten nach der Baronin mit der Nachricht von der plötzlichen Krankheit des Fräuleins in die Stadt ab.

Die Freiin, voll Unruhe und gequält von Gewissensbissen, ihre Tochter so fern von sich gehalten zu haben, vielleicht selbst Schuld an ihrer Krankheit, welche sie für eine Folge ihrer Melancholie hielt, zu sein, nahm Postpferde und eilte in Begleitung des berühmtesten Arztes der Stadt, welcher Cölestinen seit ihrer Kindheit besorgt hatte, zu ihrer Tochter. — Es war Nacht, als sie ankamen. Ungeachtet des schwachen Lichtes, welches eine düstere Lampe im Schlafgemache Cölestinen's verbreitete, konnte sich doch die schreckliche Veränderung, die mit der Unglücklichen vorgegangen war, leicht wahrnehmen lassen. Die Freiin vermochte sich nicht zu enthalten, in einen Schrei des Entsetzens auszubrechen. Cölestine aber faßte ihre Hand, drückte sie zärtlich und rief ihr die kindlichen Worte mit dem süßesten Ausdrucke zu: »»Mutter! o meine theuere Mutter — ich habe Sie wieder!««

Der Arzt bemerkte beim ersten Augenblick, daß dieses Uebel keine Pockenkrankheit sei; erkärt aber auch, daß ihm bei der langen Ausübung seiner Kunst noch keine Hautkrankheit mit diesen Symptomen vorgekommen wäre. Er findet Cölestine im heftigen Fieber, welches eine Folge der fürchterlichen Schmerzen war, die sie durch sechs und zwanzig Stunden ertragen hatte, und verordnet ihr einstweilen lindernde Mittel.

Am frühesten Morgen begab sich der Arzt allein zu der Kranken. Er sprach zu ihr als Mann von Verstand und als Freund. Er stellte die genauesten

Nachforschungen nach ihrem Uebel an, bemerkte gar bald, daß die angerichtete Zerstörung sich nicht weiter als auf das Gesicht und die rechte Hand erstreckte, während alle anderen Theile des Körpers ganz ohne den geringsten Schaden waren. Cölestine, welche ihm gern die Wahrheit verborgen hätte, war zu rein und zu wenig erfahren im Reiche der Lügen, um seinem durchdringenden Blicke den wahren Hergang der Sache verbergen zu können. Sie gesteht ihm denn widerwillig das entsetzliche Geheimniß, und starrer Schrecken war das erste Gefühl, welches sich seiner bemächtigte.

Der Kunst gelang es, den weiteren Verheerungen Einhalt zu thun. Das Fieber wich, aber, gerechter Gott, welche Folgen hinterließ jener schreckliche Versuch! Große und tiefe Narben entstellten das sonst so liebliche Antlitz; Todtenblässe nahm die Stelle der Lilien und Rosen auf den Wangen ein, die herrlichen schwarzen Augenbrauen fielen aus: der Reiz des ganzen Gesichtes schwand für immer dahin; und noch schrecklichere Folgen fanden sich ein. Cölestine hatte entweder bei ihrem unverantwortlichen Versuche die Augen nicht wohl verschlossen, oder das fürchterliche Gift war tief durch die Haut in dieselben gedrungen. Nach wenigen Tagen war es entschieden, daß sie nie mehr schauen würde das freundliche Licht des Tages, nie mehr sehen den blühenden Mai mit seinen Wundern; Die nicht mehr sehen, die ihr lieb waren auf dieser Erde, und Alles, was die Nacht

unsers Lebens erheitert! — Cöleſtine war blind für ewig, und an nichts mehr erkannte man das liebliche Weſen, als an ſeiner Stimme, die ihm, der einzige von allen Reizen, geblieben.

Die Baronin war vor Verzweiflung über die Blindheit ihrer Tochter außer ſich. Sie überhäufte in ihrem Schmerze den Arzt mit den bitterſten Vorwürfen, indem ſie auf ihn die Schuld dieſes ſchrecklichen Unglückes ſchob. Dieſer aber, erfüllt von Verachtung und Entrüſtung, rief ihr, für immer ihr Haus verlaſſend, zu: „Nicht mein iſt die Schuld dieſer ſchrecklichen Wirkung. Ihrer iſt ſie, Frau Baronin, und, was Sie hier ſehen, an Ihrer unglücklichen Tochter — ein Werk Ihrer lächerlichen, fluchwürdigen Eitelkeit iſt es! Thörichtes Weib! ſo mögen Sie es denn wiſſen — Sie ſind es allein, die Ihrer Tochter mehr als das Leben, den freudigen Anblick desſelben, genommen. Dieſes ſchreckliche Bewußtſein mög' Ihre Strafe, der Gedanke mehr Qual, als jene der Hölle ſein. Möge dann jede Mutter ein warnendes Beiſpiel an Ihnen erblicken und Ihr Angedenken mit gerechtem Zorne verwünſchen!"

Bald wußte die Freiin Alles. Wer beſchreibet ihre Gefühle! Die Zeugen dieſer ſchauderhaften Scene ſtanden bleich und zitternd vor Schrecken. Der Baronin brachen die Kniee, ſie ſank wie leblos zu Boden. Da riß die blinde Cöleſtine die Thür des Gemaches auf, ſuchte mit ausgebreiteten Armen in ihrer ewigen Finſterniß die Mutter, welche ihr

Stöhnen verrieth. Sie stürzte auf sie hin, mit engelsüßer Milde, umfaßte sie freundlich und innigst. Aus ihren hohlen Augen liefen Zähren über die narbigen Wangen und von ihren Lippen quollen sanfte Worte des Trostes, der Liebe, des Segens.

Bald kehrte Cölestinens Vater zurück. Der Schrecken im Hause war allgemein. Man starrt ihn an, man schweigt auf seine Fragen, und weinend kommt ihm jeder treue Diener entgegen. Im Kurzen erfährt er diesen entsetzlichen Vorfall. Die Baronin, zerknirscht und überdrüßig des Lebens, gibt sich selbst als die Schuldige an. Ergrimmt stößt er seine Frau zurück, schwört einen heiligen Eid, nie mehr unter einem Dache zu wohnen mit ihr, und verläßt in derselben Stunde für immer dieses unglückselige Haus.

Als die schrecklich bestrafte Mutter ihr Bewußtsein wieder erhält und mit einem Schrei des Entsetzens das Jammerthal des Lebens, dem sie schon entrissen zu sein glaubte, wieder begrüßte, so gewahrte sie, wie einen tröstenden Engel, Cölestinen an ihrer Seite. Sie fuhr mit ihren beiden Händen auf ihr Antlitz hin und verdeckte dasselbe. Erfüllt mit dem nagenden Wurme der schrecklichsten Reue, sank sie auf ihre Kniee und schwor: „ihr ganzes Leben und jeden Zug ihres Athems zu weihen der Pflege jener heiligen Blinden!"

Cölestine umarmte sie, von einem seligen Entzücken durchströmt. — „„O meine Mutter!"" rief

sie, „„wenig habe ich verloren gegen das, was ich gewonnen. Vergänglich sind die Reize gewesen, die ich geopfert; aber ewig, o Mutter! wird deine Liebe sein. Und werd' ich je einen Augenblick Reue empfinden um das Licht meiner armen Augen, so wird es nur darum sein, daß ich dich, o Mutter! nicht schauen kann.

* * *

Die Handlung Cölestinen's ist, genau an sich erwogen, weder vor dem Gesetze der Vernunft, noch vor jenem der Moral zu billigen. Sie entstand aus einem unnatürlichen Hange zur Schwärmerei, von welchem der Menschenfreund auch das beste Herz und zarteste Gefühl befreit wünschen muß. Menschen, die mit dieser Krankheit behaftet sind, werden nie in ihrem Leben und unter keinem Verhältnisse glücklich. Deßhalb müssen sich junge Leute schon in der frühen Jugend an eine gewisse Festigkeit des Charakters gewöhnen, und die Welt, wie sie mit ihrem Guten und ihren Mängeln wirklich ist, anschauen und urtheilen lernen. Cölestine mag damit zum Theile entschuldigt werden, daß sie die schrecklichen Folgen jenes unseligen Mittels, das sie zur Zerstörung ihrer Schönheit angewendet, nicht in ihrer ganzen Ausdehnung kannte, und wie es nur ein besonderes Mißgeschick war, daß sie das Licht ihrer Augen mit dem Reize ihres Gesichtes verlor. Vor Allem aber möge ihre wahrhaft edle, in allen Lagen sich gleich blei-

bende kindliche Liebe zur Ermunterung und Nachahmung dienen. Wir leben leider in einem Zeitalter, wo heilige Gefühle dieser Art weniger in Gefahr stehen, in Schwärmerei auszuarten, sondern wo sie vielmehr, oft noch im frühesten Alter, zur Lauheit und Kälte herabsinken. Und dagegen zu kämpfen — dieses war das Ziel meiner Mittheilung.

Lehren, die das Leben gibt.

1.) Die Kur durch Uebersättigung.

Ein Zuckerbäcker bekam einen genäschigen Jungen in die Lehre. „Sperrt nur die Confituren- und Zuckerladen zu," rief Einer, der die Untugend des Knaben kannte, „sonst frißt Euch der Bursche arm um Eure Waare." Der Zuckerbäcker aber, klüger als der ungebetene Warner, stellt den Jungen an die Behältnisse voll Süßigkeiten und erlaubt dem Ankömmlinge, sich damit gütlich zu thun, so viel und so lang es ihn freue. Das ließ sich dieser nicht zweimal sagen — er hieb aber auch nur Einmal in die überfüße Waare bis zur Uebersättigung ein, und von dem Augenblick, als er die Leiden des unmäßigen Genusses überstanden, trug er nach Zuckerplätzchen kein Verlangen mehr, und fürchtete selbst den Hunger weniger, als die ihn anwidernde Süßigkeit.

Mit vielen Vergnügungen geht es eben so. Man möge die Leere, welche sie im Gemüthe zurücklassen, die üblen Folgen, die sie im Uebergenusse begleiten, nur Einmal kennen lernen!

2.) Zuviel des Guten, nicht immer gut.

Ein Koch, der beim Dienstantritte sein Licht besonders leuchten und seine Kunst glänzen lassen wollte, nahm indische Gewürze mit vollen Händen und warf sie in die Speisen, um des Guten recht viel zu thun. Aber die Herrschaft tobte, als das Probemahl auf der Tafel erschien, und der allzu eifrige Küchenheld mußte das Feld räumen.

So auch mancher Schriftsteller! Moral ist die Würze einer guten Schrift. Sie soll indessen mehr in der Darstellung, im Charakter des Werkes liegen, als mit voller Faust in den wässerigen Brei eingepreßt werden. Im letzten Falle interessirt weder, noch fördert solche Kost wahre sittliche Bildung.

3.) Vorsicht, Vorsicht im Glücke!

Ein tapferer junger Offizier schlug mit seiner Schaar eine weit überlegene Zahl der Feinde. In der Freude über den glänzenden Sieg verfolgt er die weichenden Truppen mit ungezügeltem Feuereifer; aber er fällt dem Gesammtheere des Feindes in die gerüsteten Reihen, sieht sich umrungen und nun, kurz vorher Sieger, schmählich gefangen.

Manchem Feuerjüngling geht's auch so auf der bürgerlichen Laufbahn. Er hat Feinde: sein Talent und Fleiß siegen aber über boshafte Hemmungen und Hindernisse. Im glühenden Hasse feiert er übereilte Triumphe, fordert den zurückweichenden Feind immer neu heraus; gibt dann im leidenschaft-

lichen Kampfe Blößen, und verliert endlich alle die Erfolge, welche er früher mühsam errungen. Möchte hieraus Mancher ersehen, daß man selbst Siege mit Umsicht und Ruhe zu benützen, ihre Folgen weise und mäßig zu genießen habe!

4.) Zu langer Friede schadet der Kraft.

„Wie kommt es," fragte ein Knabe seinen Freund, „daß das vom Sturme immer gepeitschte Wasser frisch bleibt und nicht so leicht fault, wie das stehende in der Pfütze, welches doch der Ruhe genießt?" — „„Eben die Ruhe ist die Ursache des Dahinsterbens,"" antwortete ihm der Gefragte.

Und nicht viel besser geht's im Genusse irdischer Erfolge, selbst unsers Glückes. Regt uns dabei nichts auf, reizt kein Gegner zum Vorwärtsschreiten, bringt nicht eine Störung, selbst etwas Leid oder Trübsal einen erkräftigenden Wechsel in das Alltagsleben und Treiben — so sinket die Kraft, der Eifer stirbt, und es ringet sich nichts Gutes zu Tage. Drum nicht allzu böse, Freund! wenn du auf einen Stein des Anstoßes geräthst und nicht jeden Weg gleich geebnet triffst!

Inhalt.

Seite

Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn 3
Unser Glück machen 17
Der größte Schatz ist: ein Freund 20
Eines Trunkenbold's Leben und Ende 25
Der Offizier und der Steinpflasterer 36
Im Glücke mäßig, unverzagt im Leiden 40
Sohnestreue bis zum Tode 49
Der glücklich gewählte Beruf 54
Ein Reiseabenteuer 67
Seine Liebe hat er bewährt 72
Für eine Mutter mehr als das Leben 77
Lehren, die das Leben gibt 104